Die Karawane

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

KLÖSTER DER OSTKIRCHEN

Bild auf der Titelseite: Ausschnitt aus dem Apostel-Mosaik des Klosters Hosias Lukas

DIE KARAWANE

Heft 3/4 (Doppelnummer)

8. Jahrgang 1967

KLÖSTER DER OSTKIRCHEN

Herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Gymnasialprofessor Dr. Kurt Bachteler
Dr. KURT ALBRECHT
ZUM 60. GEBURTSTAG 3

Dr. phil. habil. Werner Hülle
VOM BILDUNGSWERT
DES REISENS 5

Dr. Volker Eid
DAS MÖNCHTUM 17

Dr. Vera Friederike Hell
DAS FELSENKLOSTER VON
SUMELAS BEI TRAPEZUNT 27

Univ.-Prof. Dr. Ulrich Mann
DIE VISION VON PATMOS 35

Reallehrer Karl Kaune
ATHOS – DER HEILIGE BERG 45

Stud. med. Helmuth Kratzert
DIE METEORAKLÖSTER
IN THESSALIEN 59

Dr. Ing. H. E. Aurnhammer
MEGASPILÄON – DIE GROSSE HÖHLE 83

HINWEISE . . . . . nach Seite 88

Dr. Kurt Albrecht zum 60. Geburtstag

Seit dem Bestehen unserer Zeitschrift ist es eine schöne Gepflogenheit, besondere Tage oder Ereignisse aus dem Kreise unserer Freunde und Mitarbeiter anzumerken. Dieses Mal gilt unser Gruß dem Herausgeber selbst, der am 5. Oktober 1967 sein 60. Lebensjahr vollenden durfte.

Es ist kaum nötig, an dieser Stelle zu sagen, was Herr Dr. Kurt Albrecht für unser gemeinsames Werk bedeutet. Er hat vor siebzehn Jahren die Karawane-Studienreisen ins Leben gerufen, er hat als Leiter seines Büros für Länder- und Völkerkunde unermüdlich im Sinne unserer Art, den Menschen fremde Länder und Völker zu zeigen, gearbeitet, und er hat nicht zuletzt im Auftrag der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde zu Ludwigsburg die Vierteljahreszeitschrift „Die Karawane" geschaffen und seither geleitet. Alle wesentlichen Impulse für den Ausbau der Karawane-Studienreisen wie für die Tätigkeit des Karawane-Verlags kamen von ihm. Die Karawane-Logbücher waren ebenso seine Idee wie die Herausgabe der Karawane-Taschenbuchreihe und der vielen Dia-Reihen mit Grundrissen und Plänen vieler Bauten und Städte.

Alle Freunde und Mitglieder unserer Gesellschaft, die Mentoren der Studienreisen wie die Autoren des Verlages sagen dafür Dank und wünschen Dr. Albrecht zum Beginn seines siebten Lebensjahrzehnts von Herzen alles Gute, vor allem Gesundheit und stets frohen Mut für seine Arbeit.

Wenn sich der Jubilar auch alle besonderen Ehrungen verbeten hat, so konnte er es uns doch nicht verbieten, zu seinem Geburtstag eine Festschrift unter dem Titel „Istanbul – Beiträge zur Geschichte und Entwicklung der Stadt am Goldenen Horn" herauszubringen. In dem umfangreichen, vom Verfasser dieser Zeilen herausgegebenen, reich illustrierten Band haben zahlreiche Autoren ein Bild dieser faszinierenden Stadt von ihren Anfängen bis zur unmittelbaren Gegenwart gezeichnet. Wir sind sicher, daß dies Buch Herrn Dr. Kurt Albrecht Freude machen wird, denn wir wissen, wie sehr er gerade diese Stadt vor anderen liebt.

Als Präsident der Gesellschaft empfinde ich eine hohe Genugtuung darüber, daß wir mit dem vorliegenden Heft über Klöster der Ostkirchen das genannte Buch noch mit Beiträgen über den weiteren Kulturraum jener Stadt ergänzen und auch auf diese Weise unserem verehrten Dr. Albrecht zum 60. Geburtstag gratulieren können.

Ludwigsburg, den 5. Oktober 1967

Kurt Bachteler

WERNER HÜLLE

VOM BILDUNGSWERT DES REISENS

Ein Geburtstagsgruß für Dr. Kurt Albrecht

Das Vorrecht, als einer unter den über einhundert Mentorinnen und Mentoren der „Karawane-Studienreisen" ein Heft der „KARAWANE" mit einem Beitrag eröffnen zu dürfen, das dem Begründer und Leiter dieser Institution, Dr. Kurt Albrecht, zum sechzigsten Geburtstag gewidmet ist, bedarf einer kurzen Begründung. Wenn es sich dabei in erster Linie um persönliche Beziehungen handelt, so stehen diese doch, wie später dargelegt werden soll, in einem engen Zusammenhang zu dem Thema dieses Beitrages. Vor nunmehr rund 5 Jahrzehnten hat der Verfasser den damals zehnjährigen Kurt Albrecht von der gemeinsamen Vaterstadt Reutlingen aus als nur wenige Jahre Älterer in einer „Gilde", die im Stile der damaligen christlichen Jugendbewegung organisiert war, auf gemeinsamen Fahrten mit der Schönheit und dem kulturellen Reichtum der Heimat vertraut gemacht. Was das für unser späteres Leben bedeutet – oder doch bedeuten kann – das hat kein Geringerer als *Eduard Spranger*, einer der großen Menschenbildner unserer Zeit in einem Vortrag, den er etwa zur gleichen Zeit in Berlin hielt und der später unter dem Titel: „Vom Bildungswert der Heimatkunde" bei Reclam erschien, so formuliert: „In unserer Seele gibt es einen Winkel, in dem wir alle Poeten sind. Was mit der Kindheit und unserer Heimat zusammenhängt, lebt in uns mit so zauberhaften Farben, daß der größte Maler es nicht wiedergeben könnte und mit so sehnsüchtig vorschwebenden Gefühlen, daß wir uns in diesem Bezirk auch von der höchsten Kraft lyrischen Ausdrucks nicht befriedigt finden würden. Das alles liegt in dem seltsamen Brennpunkt unseres geistigen Lebens, dessen Individualität für jeden anderen, ja für uns selbst unzugänglich ist, und an dem wir uns allenfalls mit Gott verstehen, aber mit keiner fremden Seele. In dem Heimaterlebnis schwingt etwas tief Religiöses mit, auch bei dem, der es sich nicht eingestehen will, und wenn wir von jemandem sagen: er habe keine Heimat, so ist das ungefähr soviel, als ob wir sagen: sein Dasein habe keinen Mittelpunkt."

Es mögen manchem diese Worte allzu „romantisch" klingen, zumal es bei unserer heutigen Jugend als modern gilt, Gefühle in einer seltsamen Art zu verdrängen. Die moderne Psychologie – und Psychiatrie! – kann uns den Wert solcher tiefer

Bindungen in der Jugendzeit durchaus bestätigen. Natürlich darf es beim bloßen „Erleben" nicht bleiben. Der Heranwachsende muß versuchen, diese Erlebniswelt zu gestalten. Es sei erlaubt, noch einmal Spranger zu zitieren: „Der Gehalt dieser Gefühlswerte scheint sich jeder Mitteilung zu entziehen. Aber es sind doch nicht nur Gefühlswerte.

Das Stück Welt, das wir Heimat nennen, hat auch seine ganz bestimmte, in Wissen erfaßbare, sachliche Beschaffenheit. Auf der tieferen Kenntnis dieses ihres Wesens baut sich erst die echte und bewußte Heimatliebe auf. Deshalb suchen wir Heimatkunde, weil wir in ihr die natürlichsten und geistigen Wurzeln unserer Existenz erfassen. Wir durchleuchten unsere Liebe mit Erkenntnis; wir besinnen uns auf den Zusammenhang von Tatsachen und Gesetzlichkeiten, in die wir selbst mit unserem ganzen leiblich-geistigen Wesen verflochten sind."

Es mag uns heute im Rückblick durchaus folgerichtig erscheinen, daß der junge Student Kurt Albrecht, als er die nahe gelegene Universität Tübingen bezog, als Hauptfach Geographie wählte, das nach der damaligen württembergischen Studienordnung für das höhere Lehrfach mit naturwissenschaftlichen Fächern wie Geologie, Biologie und Chemie verknüpft war. Genau so, wie übrigens einige Jahre zuvor der Verfasser, fand er in Carl Uhlig einen akademischen Lehrer, der den gewaltigen Stoff dieser „integrierenden" Wissenschaft, der Geographie, lebendig darzustellen verstand und aus eigener Auslandserfahrung die Freude an der weiten Welt zu wekken wußte. Einige Semester hatte er das Glück, in Heidelberg im geographischen Oberseminar zu Füßen Alfred Hettners sitzen zu dürfen, des Mannes, der, von der Länderkunde kommend, der Geographie eigentlich erst ihre Form, ihre Methoden und auch ihren Inhalt als selbständige Wissenschaft abgrenzte. Wieder in Tübingen, schrieb er eine größere wissenschaftliche Arbeit, die als Dissertation den Erwerb des akademischen Doktorgrades ermöglichte; sie galt mit ihrem selbstgewählten Thema wieder dem engeren Heimatraum und ist 1935 unter dem Titel: „Reutlingen und sein Raum" im Druck erschienen. In ihr hat Kurt Albrecht die Geschichte seiner Vaterstadt – auch wenn er durch „Zufall" in Schwetzingen geboren ist – unter siedlungsgeographischen Gesichtspunkten dargestellt, ein bis heute gültiges und brauchbares Werk.

In seiner Berufslaufbahn hat sich Dr. Albrecht außer bei der Höheren Schule, für die er durch sein vielseitiges Studium und seine Referendarzeit bestens vorbereitet war, vor allem in

einem anderen Bereich Verdienste erworben, dem sich auch der Verfasser in späteren Jahrzehnten zugewandt hat und das für den Aufbau der Karawane von entscheidender Bedeutung wurde, dem weiten Gebiet der Erwachsenenbildung. In unserem Land war, vor allem durch das Wirken von Theodor Bäuerle und mit Unterstützung einiger weitblickender Unternehmer, nach dem Ersten Weltkrieg eine Volkshochschulbewegung entstanden, die in ihren Zielen stark von den Ideen der Jugendbewegung geprägt war. In Reutlingen hatte sie in dem von dem Fabrikanten Dr. h. c. Emil Gminder gestifteten Volksbildungshaus am Markt einen starken Stützpunkt und Dr. Albrecht sollte hier eine Wirkungsstätte finden. Noch vor Antritt dieser Tätigkeit aber bot ihm das Württembergische Kultusministerium die Nachfolge des ihm, über alle Fährnisse des Dritten Reiches und Zweiten Weltkrieges hinweg, immer freundschaftlich verbundenen Theodor Bäuerle in Stuttgart an. Ministerialrat Dr. Beisswenger, ein Mann bester alter Schule, hatte ihm damit das Volksbildungswesen im ganzen Lande Württemberg-Hohenzollern anvertraut.

Doch mußte, wie wir heute rückblickend leicht verstehen, die Volkshochschularbeit in einem autoritären und totalitären System, das nur noch „Schulung" wollte, trotz aller Bemühungen, eine freie Bildungsarbeit aufrecht zu erhalten, untergehen.

Kurt Albrecht wurde durch Partei- und Kriegsgeschehen die weitere Volksbildungsarbeit unmöglich gemacht. Ein guter Freund, der Schriftsteller Herbert Volck, damals im Reichsluftfahrtministerium tätig, verschaffte ihm, bevor es zu Weiterungen kam, eine Einberufung zur Luftwaffe und bei dieser hatte Kurt Albrecht während nahezu der ganzen Dauer des Krieges Gelegenheit, im Stabe des Luftgaukommandos VII, als einfacher Obergefreiter, für die Wehrbetreuung aus dem Kreis seiner alten Freunde und Mitarbeiter einen Rednerdienst aufzubauen, der ihn auf weiten Reisen – in nahezu völliger Unabhängigkeit – in das ganze damals besetzte Europa führte. Die ihm gewährte Befreiung vom Tragen der Uniform erlaubte interessanteste Kontakte zu Franzosen ebenso wie zu Russen, zu Italienern, Niederländern und Skandinaviern. Sehr viele Erlebnisse aus jener Zeit kommen heute der Arbeit des Büros für Länder- und Völkerkunde zugute . . .

Nach dem Krieg war Kurt Albrecht zunächst die Volksbildungsarbeit verschlossen, doch fand er eine neue Möglichkeit. Er gründete ein Briefmarkenfachgeschäft, das bald mit meh-

reren Angestellten seine Spezialaufgabe in der Pflege des Motivsammelns sah, das er recht eigentlich in Deutschland begründete und das heute einen sehr bedeutsamen Zweig der Philatelie darstellt. Er schrieb selbst ein Büchlein zu dieser volksbildnerischen Art des Sammelns nach dem Bild auf der Briefmarke.

Die Währungsreform machte dem ein Ende und Dr. Albrecht kehrte zunächst wieder in den Schuldienst zurück, wo er seit 1948 am Mörike-Gymnasium in Ludwigsburg, der Heimat seiner Frau Ruth, in Geographie und den naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtete. Schon ein Jahr später gründete er mit wenigen Freunden und Kollegen die „Karawane", deren Ausbau er sich, besonders nach seiner aus gesundheitlichen Gründen notwendig gewordenen Pensionierung vom Staatsdienst, mit dem vollen Rest seiner Kraft widmete. Es wird bei einer anderen Gelegenheit möglich sein, auf deren Geschichte einzugehen, hier mag es genügen, festzustellen, daß sein Werk aus drei Quellen wesentlich gespeist wurde: aus dem tiefen Brunnen der Heimatverbundenheit, dem großen Strom der weltoffenen Länderkunde und dem in jüngster Zeit erneut wieder anschwellenden Fluß der Erwachsenenbildung. Um dies zu verdeutlichen, sollen im folgenden einige Gedanken entwickelt werden, von denen der Verfasser glaubt, daß sie durch das Werk des Jubilars verwirklicht werden können.

Warum man reist

Versuchen wir zuerst einmal, die Situation auf dem ersten Hauptarbeitsgebiet der „Karawane" (bzw. des Büros für Länder- und Völkerkunde), der Karawane-Studienreisen, darzustellen. Eine, wie mir scheint, typische Schilderung des Reisens in unserer Zeit hat der bekannte Schriftsteller Sigismund von Radecki in einer angesehenen Zeitschrift im Sommer 1962 gegeben, in dem er die oben als Zwischentitel verwendete Frage so beantwortet: „Weil es auch in der Schule des Lebens schwer ist, immer auf einem Platz zu sitzen. Weil dreißigtausend Prospekte, Reklamen und Annoncen uns rotglühende Bergesgipfel beziehungsweise waschblaue Mittelmeergestade vorgaukeln. Weil wir uns Glück nur in Form von Reisen vorstellen – woher denn sonst die vielen Autos? Weil man jung ist und hinaus in die Ferne will, oder alt, und auch mal ausspannen möchte. Weil man einen Traum hat, – von Griechenland, von Italien, von der Südsee, vom Amazonas – und ihn per Fahrkarte realisieren will. Weil man soeben geheiratet hat.

Ein alter französischer Stich, mit freundlicher Erlaubnis des Winkler Verlages, München, dem Buch „Eine empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" von Laurence Sterne entnommen, zeigt uns der Reisenden mannigfaltige Art.

Weil man nicht geheiratet hat und Bekanntschaften oder Abenteuer sucht. Weil man ein Pilgrim ist, oder ein Wanderer, der einen Ort sucht, wo es noch Gerechtigkeit gibt. Weil alle reisen ... Das muß ein gewaltiger Drang zum Reisen sein, der heute so viele Räder und Flügel und Reise-Industrien geschaffen hat ..."

Es mag uns in dieser Situationsschilderung vielleicht die eine oder andere Formulierung nicht so ganz gefallen, es ließen sich bei genauer „Motivationsforschung" vielleicht auch noch ein paar weitere „Gründe" finden, im großen und ganzen scheint mir diese Kennzeichnung eben doch für die Mehrzahl der Reiselustigen sehr zutreffend zu sein. Es wird auch jeder unserer Mentorinnen und Mentoren, der sich die Mühe gemacht hat, mit den Reisenden seiner Gruppe über die Gründe des Reisens zu sprechen, bestätigen, daß einige dieser Motive sogar auch bei unseren Reiseteilnehmern immer wieder auftauchen. Das wesentlichste Motiv für die Teilnahme an unserer Karawane-Studienreisen fehlt jedoch völlig! In dieser Aufzählung Radekkis finden wir auch nicht den leisesten Hinweis darauf, daß man etwa auch deshalb eine Reise unternehmen könnte, um für seine Bildung etwas zu tun und sogar einen Gewinn daraus zu haben. Es soll keineswegs mit erhobenem Zeigefinger verkündet werden: Vergesset mir die Bildung nicht! Wer aus den von Radecki angegebenen Gründen eine Reise unternimmt, der wird von der heutigen „Reiseindustrie" bestens bedient werden, besser noch als vor fünf Jahren, und er wird wohl kaum auf die Idee kommen, mit der Karawane zu fahren. Es ist ein völlig legitimes Anliegen für Millionen von Menschen, nur zu ihrem Vergnügen und nur zu ihrer Erholung sich der überreichen Angebote der vorhandenen Reiseindustrie zu bedienen.

Aber es gibt heute und wird auch in Zukunft immer eine Minderheit geben, die der Meinung ist, daß Reisen doch etwas mit Bildung zu tun habe. Nur gewissermaßen in Klammern sei dazu angemerkt, daß bei einer Meinungsbefragung 74% der Befragten tatsächlich diese Meinung teilten, doch wollen wir ehrlich genug sein, anzunehmen, daß diese günstige Antwort ein wenig durch Suggestivwirkung zustande gekommen sein mag. Es ist schon eine Minderheit, die reist, um sich zu bilden, und diese Minderheit wird vielleicht einer Erkenntnis J. W. Goethes zustimmen, der ja in seinem Leben und seinem dichterischen Schaffen vom Reisen stark inspiriert wurde. Sein Rat lautet: „Genieße das Leben auf der Reise und ziehe hin, wo

du es vergnüglich und nützlich findest. Du kannst dich nach Belieben in der Welt umsehen: denn die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen."

Diese lapidare Feststellung vom Bildungswert des Reisens springt uns nach der fast heiteren Einleitung geradezu provozierend an, wenn man bedenkt, was Goethe sonst in seinen Schriften alles über Bildung ausgesagt hat. Sie hat nur einen Pferdefuß, der manche Einschränkung enthält: es heißt da „ein *gescheiter* Mensch"! Wollen wir also versuchen, „gescheite" Menschen zu sein und diese Bildungsinhalte des Reisens einmal zu umreißen. Holen wir uns auch dazu weiteren Rat bei Goethe.

Bildungsinhalte des Reisens

Machen wir uns zunächst noch einmal die Voraussetzungen klar, die Goethe so deutlich ausspricht: Genieße das Leben auf der Reise . . ., ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findest . . ., du kannst dich nach Belieben umsehen . . . Diese Voraussetzungen, so scheint mir, sind heute, besonders bei Gruppenreisen, nicht ganz leicht zu erfüllen, es sei denn, der Reiseveranstalter hat sie bei Zusammenstellung der Reiseroute bereits bedacht. Allzu oft fordert die Einhaltung eines Programmes vom Einzelnen und vom Mentor den Verzicht auf ein genießerisches Verweilen, wo man es „vergnüglich" findet. Das wird nie ganz zu vermeiden sein, aber der Mentor kann doch, bessonders wenn er die Zeiteinteilung, wie bei den Karawane-Studienreisen üblich, selbst zu verantworten hat, Schwerpunkte des Erlebens einer Landschaft, eines Kunstwerkes oder eines Werkes der modernen Technik schaffen, die dem Teilnehmer die notwendige Muße lassen, dieses Erlebnis in sich aufzunehmen. Dies scheint mir auch der tiefere Sinn des Begriffes der „erholsamen" Karawane-Studienreise zu sein, deren Ideal Dr. Albrecht keineswegs aufgegeben hat! Dazu gehört wohl auch, daß der Mentor nicht die oft so einfachen Methoden der Schulstunde, des reinen Dozierens, übernimmt, sondern daß er sich des guten Stiles der Erwachsenenbildung bedient. Werte für die eigene Bildung eines jeden Teilnehmers werden sich um so eher einstellen, je weniger man die Teilnehmer pausenlos mit einer Fülle von Erklärungen, Daten und Einzelheiten, überfährt. Gebe man ihnen doch Gelegenheit zu eigener Betrachtung und Entdeckung. Eugen Roth hat in seinem launigen Gedicht über die Reiseleiter mit Recht über „des Kulturtransports Begleiter" gewitzelt, die „wie Schwergewichtler" die

„Zentnerlast der Kunstgeschichtler" stemmen! Aus eigener Erfahrung kann jedenfalls gesagt werden, daß zu den schönsten Erinnerungen der Mentorentätigkeit des Verfassers die gehören, in denen innerhalb der Gruppe die vielseitigen Beobachtungen nachträglich ausgetauscht und gemeinsam besprochen wurden.

Doch kehren wir zu Goethe zurück. An anderer Stelle führt er aus: „Dagegen finden wir, daß neue Gegenstände in auffallender Mannigfaltigkeit, indem sie den Geist erregen, uns erfahren lassen, daß wir eines reinen ‚Enthusiasmus' fähig sind; sie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt sein dürfte. Dies ist der eigentliche Gewinn der Reisen, und jeder hat nach seiner Art und Weise genugsam Vorteil davon . . ."

Wir wissen, daß es heute als unmodern gilt, von dieser „Begeisterung" als der Voraussetzung für den „Bildungseffekt" zu sprechen. Allzu weit ist die Haltung des „Na, wenn schon . . ." besonders unter der Jugend verbreitet, wenn sie mit etwas Neuem, Ungewöhnlichem konfrontiert wird. Aber wir müssen hier trotzdem Goethe recht geben. Bildung ist ein dauernder Prozeß, vom Geist im Menschen gespeist, und der ursprüngliche Sinn des Wortes „Begeisterung" spricht deutlich aus, wo die Quellen dafür fließen. Und können wir nicht, wenn wir an unsere Reisen zurückdenken, unzählige Beispiele dafür aufzählen, wo wir von diesem „Enthusiasmus" gepackt wurden? Der Reichtum der Welt steht uns, – auch das muß dabei gesagt werden – in einem ungeheuer gesteigerten Ausmaß gegenüber der Zeit Goethes zur Verfügung! Von dem Erlebnis eines frappierend lebendigen Tierbildes, das ein Urmensch in einer tiefdunklen Höhle eingeritzt oder gemalt hat, über alle Schöpfungen von großen Malern und Bildhauern, in Kultstätten, Kirchen und Museen bequem zugänglich etwa bis hin zu der museal vorbildlichen Ausstellung der Impressionisten im „Jeu de Paume" in Paris – welche verschwenderische Fülle menschlicher bildender Kunst! Vom einfachen Eingeborenenkraal, den kyklopisch aufgetürmten Steinmalen, Gräbern und Tempelanlagen der Vorzeit über unsere gotischen und barokken Kirchen und Schlösser, den Wunderwerken islamischer, indischer und amerikanischer Baukunst bis zu den modernsten Industrie- und Wohnbauten, welche breite Skala der Architektur! Außer den Werken der Kultur vermag nicht weniger stark unseren Enthusiasmus die Natur in ihrer verschwenderischen Fülle der Erscheinungen zu erwecken, vom stillen, einsamen Bergsee bis zum Flug über die Kette der Alpen oder Kor-

dilleren, vom Hochgebirgstal bis zur unendlichen Weite der Küsten und Weltmeere ... Lassen wir es bei diesen wenigen Andeutungen bewenden, die jeder „nach seiner Art und Weise" ergänzen kann und wenden wir uns der Frage zu, welche praktischen Konsequenzen wir daraus ziehen können.

So wenig man auf die Dauer nur von Leckerbissen leben kann, so wenig ist es möglich, bei einer Reise pausenlos einen „Höhepunkt" an den anderen zu reihen. Das gehört zur Kunst des Reisens, daß man Erholungspausen schafft oder auch Kontrasterlebnisse, vor allem, daß man sich bei der Anlage des Reiseverlaufes beschränkt. Es ist ein guter Rat, der bei manchen Karawane-Reisen schon konsequent befolgt wird, daß man eine 1–2wöchige Reise nur auf *eine* Landschaft, einen Zeitraum der Geschichte etwa in Spanien oder Italien beschränkt, um nicht durch den dauernden Wechsel, wie er bei so vielen „Studienreisen" (7 Säulen, 5 Seen!) üblich ist, allzusehr strapaziert zu werden, und das nicht nur körperlich, sondern vor allem auch geistig. Hier scheinen mir auch wesentliche Gründe zu liegen, die den unbestreitbaren Erfolg, zum Beispiel der Karawane-Kreuzfahrten ausmachen: die Möglichkeit, zwischendurch einmal einen ganzen Tag nur See und Himmel um sich zu haben, um ganz „abschalten" zu können oder die Tatsache, daß jeder dieser Reisen – wie allen Karawane-Studienreisen – ein ganz bestimmtes, mehr oder weniger begrenztes Thema zugrunde liegt.

Soll sich aber denn, so wird nun mancher fragen, der uns bisher mit Zustimmung gefolgt ist, der Bildungswert des Reisens nur in diesem begeisterten und begeisternden Erleben erschöpfen? Keineswegs. Goethe hat seiner oben zitierten Feststellung einen sehr lapidaren Nachsatz angefügt: „Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge und erregt, mit neuen Gegenständen verknüpft, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urteil ..." Diese drei letzten Worte stellen geradezu ein ganzes „Bildungsprogramm" dar! Beginnen wir mit dem Begriff: Aufmerksamkeit. Es steckt nicht nur das „auf" darin, das „aufrütteln, aufnehmen", sondern auch, und zwar als Tätigkeit, das „merken", das behalten, das in uns aufnehmen! Das scheint mir ganz besonders wichtig zu sein. Es fehlt uns heute vielfach die innere Bereitschaft der gesammelten Betrachtung. Dabei kann man diese „Kunst des Schauens" durchaus üben und erlernen und es bieten sich jedem schon zu Hause in seiner nächsten Umgebung genügend Möglichkeiten dazu. Naturwissenschaftler und Kunstwissenschaftler beklagen sich beide, wie

wenig schon das „statische" Schauen beim heutigen Menschen entwickelt sei. Sicherlich ist ein gutes Hilfsmittel dazu das Farbbild, wenn wir nur nicht soviele davon anfertigen, daß wir zum reinen Knipser werden und nachher selbst nicht mehr wissen, was darauf abgebildet ist . . .! Aber noch mehr sollten wir das „dynamische" Schauen üben, das uns in die Geheimnisse des Werdens einer Landschaft, eines Kunstwerkes, eines von der Technik geschaffenen Werkes Einblicke verschafft. Hier ist noch ein weites Aufgabengebiet für die Mentoren der „Karawane", den Teilnehmern der Studienreisen einige „Hilfen" zu leisten und ihnen zumindest zeitliche Gelegenheit zu solchem „aufmerksamen Betrachten" zu geben.

Der nächste Schritt führt dann fast zwangsläufig zum „Nachdenken". Es ist schon oben davon die Rede gewesen, daß es sich beim erwachsenen Menschen hier in erster Linie darum handelt, ihn zum eigenen Nachdenken zu bringen, und daß es nicht eigentlich Aufgabe der Mentoren ist, ihm diese Arbeit ganz abzunehmen. Wohl aber kann die „Karawane" hier mit Stolz auf etwas hinweisen, das die ureigenste Schöpfung unseres Dr. Kurt Albrecht ist, auf das zweite Hauptarbeitsgebiet seines Büros, auf die Veröffentlichungen des Karawane-Verlags und hier wiederum besonders auf eines: das Logbuch! Es gibt den Teilnehmern den notwendigen „Stoff" zum Nachdenken in die Hand. Sie können es, je nach Veranlagung, schon vorher lesen und sich so gründlicher „vorbereiten" oder auch hinterher das Gesehene „nachbereiten", beides ist von hohem Wert. Nur der Mentor – das muß hier auch einmal deutlich gesagt werden – muß sich auf alle Fälle noch sehr viel gründlicher und möglichst umfassend vorbereiten, und er muß dies tagtäglich Abend für Abend auch während der Reise tun! Er muß auf vernünftige Fragen eine vernünftige Antwort geben können, auch wenn niemand erwarten wird, daß er eine Art wandelndes Universallexikon sei. Zumindest muß er imstande sein, im Rahmen dieses Nachdenkens der Teilnehmer diesen beim „Einordnen" des Erlebten in seine ihm vertraute Welt zu helfen; es ist dies bekanntlich eine der großen Aufgaben der Erwachsenenpädagogik. Das scheint mir auch der große Vorteil der eine ganze Reise wissenschaftlich betreuenden, „begleitenden" Mentoren zu sein im Gegensatz zu den jeweils „ortsansässigen", die zwar vielleicht mit manchen Detail da oder dort besser vertraut sein mögen, aber niemals mit der Vorstellungswelt, aus der die Teilnehmer kommen und auch nicht mit dem, was sie auf der Reise schon früher gesehen haben.

Damit kommen wird zum letzten Punkt: dem Urteil. Machen wir uns noch einmal kurz klar, daß die von Goethe angegebene Reihenfolge auch der heutigen Auffassung des Bildungsvollzuges beim Erwachsenen entspricht: von der durch eigene Anschauung und Nachdenken bzw. Lesen und Hören erworbenen Information über ihre Einordnung in unsere Welt- und Lebensvorstellung zu einem Urteil und damit zu einer Wertordnung zu kommen. Dieses letzte Ziel wird nicht immer erreicht werden können und gerade hier wird vom Mentor ein großes Maß von Taktgefühl verlangt werden müssen. (Das Logbuch enthält als Anreiz zur eigenen Urteilsbildung des Reiseteilnehmers einen Tagebuchteil!) Die Wertvorstellungen unserer Reiseteilnehmer sind – wie könnte das in unserer dynamischen Gesellschaft anders sein – sehr unterschiedlich und deshalb ist echte Toleranz absolut notwendig. Keinesfalls darf versucht werden, sein eigenes Urteil anderen Erwachsenen aufzuzwingen. Es ist aber durchaus nicht unmöglich, im Rahmen einer Gruppe ein Gespräch zu führen, das den verschiedensten Urteilen Raum läßt, wenn sie nur begründet vorgetragen und tolerant aufgenommen werden. Dann wird sich auf einer verhältnismäßig hohen Ebene Bildung vollziehen. Immer aber werden wir alle, Reiseteilnehmer wie Mentoren, wenn wir diesen Grundsätzen folgen, die Dr. Kurt Albrecht seinen „Karawane-Studienreisen" mit auf den Weg gegeben hat, so wie eine alte Weisheit sagt, von jeder Reise als „Verwandelte" zurückkehren . . .

Literaturhinweis

Da der Charakter dieses „Geburtstagsgrußes" wissenschaftliche Einzelzitate unnötig erscheinen läßt, sei nur auf wenige Schriften hingewiesen, denen der Verf. sich besonders verpflichtet fühlt.

Spranger, Eduard: Der Bildungswert der Heimatkunde. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7562, Stuttgart 1952.

Meissner, K.: Erwachsenenbildung in einer dynamischen Gesellschaft. Stuttgart (Klett) 1964.

Kröber, Walter: Kunst und Technik der geistigen Arbeit. 4. Aufl. Heidelberg (Quelle und Meyer) 1963.

Badt, Kurt: Zum Problem von Erwachsenenbildung und Kunst. In: Wege zum eigenen Urteil. Festgabe für Walter Koblitz, hrsg. von M. Frommer und H. Holtzhauer. Villingen (Neckar-Verlag) 1966.

von Radecki, Sigismund: Warum man reist. In: Aral-Journal, Sommer 1962. Verlag und Redaktion Ernst Hornickel, Stuttgart.

VOLKER EID

DAS MÖNCHTUM

Zum Verständnis seiner Idee und seiner Entwicklung in den ersten christlichen Jahrhunderten.

Das Wort Mónachos bedeutet „Einzelner", einzeln Lebender, Einsiedler. Es bezeichnet einen Menschen, der sich aus der betriebsamen Menschengemeinschaft zurückgezogen hat, um in der entsagungsvollen Einsamkeit zu seinem unverstellten Selbst, zu seiner wahren Freiheit zu finden. Und zu allen Zeiten ist ein solch asketisches Leben als ein besonders vollkommenes Leben betrachtet worden. Denn mit seiner rigorosen Willensstärke in ebenso rigoroser Selbstverleugnung erschien es den Menschen als bewundernswert, aber unendlich schwer. Einsame Selbstversenkung und einsame Selbsthingabe an den Gott werden nicht erst im Christentum anempfohlen. Nicht erst das Christentum kennt den Mönch, den Asketen, der das k a n n : sich loslösen von allem zerstreuenden Getriebe. Vielmehr scheint die asketische Lebensform auf dem allgemeinmenschlichen Bedürfnis zu beruhen, einmal mit sich und seiner Daseinsverantwortung allein zu sein und sein Leben zu orten, auf das Wesentliche auszurichten. Erinnern wir uns nur an die tibetischen Mönche, an die buddhistischen in ganz Asien; an die muselmanischen Marabuts; oder auch an die Schüler des Pythagoras; an die alttestamentlichen Einsiedler wie Elias und Elisäus und an die altjüdischen Mönchsgemeinschaften wie die Rechabiter um 900 v. Chr. Die durch die Qumran-Funde bekannten Essener bildeten zur Zeit der Geburt Christi am Toten Meer große Klostersiedlungen. Von Johannes dem Täufer berichtet Lukas (1,80): Er lebte in der Wüste bis zu dem Tage, da er vor Israel auftrat; und Matthäus (3,14 ff.): Johannes trug ein Gewand von Kamelhaaren und um seine Lenden einen ledernen Gürtel. Seine Nahrung waren Heuschrecken und wilder Honig.
Und auch von Christus berichten die Evangelien, er sei nach der Taufe im Jordan für vierzig Tage und Nächte in die Wüste gegangen, wo er hungerte und dürstete. Dies geschah – nach dem Vorbild aller großen Propheten –, um sich vor dem entscheidenden öffentlichen Wirken noch einmal ganz und gar zu sammeln, um durch äußerliche Abtötung innerliche Klarheit zu erlangen. Im Leben Jesu spielt die Sammlung, das Gebet in der Einsamkeit eine große Rolle. Diese Einsamkeit war Einsamkeit mit dem Vater. Und Jesus stellte seinen Jüngern und Nach-

Junger Mönch vom Athos ▶

folgern die Teilnahme an dieser gotterfüllten „Einsamkeit" als die höchste Vervollkommnung auch ihres Lebens vor Augen. Nur durch diese auf Jesu Wort hin frei vollzogene Teilnahme kann der Jünger den Willen Gottes („des Vaters") erkennen und erfüllen; also den entscheidenden Sinn seines Lebens verwirklichen. Teilnahme an Jesu und des Vaters Gemeinsamkeit ist nur möglich in der N a c h f o l g e Jesu. Womit wir bei dem entscheidenden Leitmotiv des christlichen Mönchtums angelangt sind.

Aber j e d e r, der Jesus hört, weiß sich zur Nachfolge aufgerufen. Und was dieses bedeutet, steht auf jeder Seite des Neuen Testamentes. Markus berichtet (8,34 ff.): Und er rief zu sich das Volk samt seinen Jüngern, und sprach zu ihnen: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Denn wer sein Leben will behalten, der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinet- und des Evangeliums willen, der wird's behalten. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme an seiner Seele Schaden? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele löse? – Kein Wunder, daß in der Realisierung solcher Worte d a s Lebensproblem der frühen Christen lag. Denn eine bedingungslose Entscheidung für ein Leben nach Jesu Botschaft forderte die gehorsame Abkehr von allen überkommenen Lebensordnungen. Die Apostelgeschichte lehrt, wie ernst die Mitglieder der Jerusalemer Urgemeinde dem Worte Jesu folgte. Sie lebten wie Brüder und Schwestern, taten all ihren Besitz zusammen und hatten alles gemeinsam – die erste Mönchsgemeinde, wenn man so will. Doch ergeben sich schier unüberwindliche Schwierigkeiten, als die Gemeinden wachsen und sich „in der ganzen Welt" ausbreiten. Da muß es gelingen, für die vielen einen rechten modus vivendi zu finden, der sie auch inmitten ihrer hergebrachten Lebensumstände (Milieu, Familie, Beruf, Besitz etc.) wahre Christen sein läßt. Die Bemühungen um die Gestaltung des christlichen Lebens i n der Welt haben ihre bewegte Geschichte seit Paulus (Korintherbriefe z. B.) bis zu dieser Stunde, ohne daß je ein fertiges Rezept gefunden wurde. Nachfolge Christi bedeutet: v e r s u c h e n, sein Leben nach ihm auszurichten.

Und wenn man schon einmal die Forderungen der Bergpredigt aus der Betrachtung heraushält, so bleibt doch noch vieles Herausfordernde im Neuen Testament stehen. Zum Beispiel der Bericht vom „reichen Jüngling", der auf die Entwicklung des christlichen Mönchtums wohl entscheidendsten Einfluß ausgeübt

hat. Matthäus (19, 16 ff.): Und siehe, einer trat zu ihm und sprach: Meister, was soll ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben möge haben? Er aber sprach zu ihm: Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Nur einer ist gut, nämlich Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Da sprach er zu ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis geben; ehre Vater und Mutter; und: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Da sprach der Jüngling zu ihm: Das alles habe ich gehalten von meiner Jugend auf; was fehlet mir noch? Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, dann komm und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter. – Hier steht das große „Aber!" auf, das den Christen anstachelt. Die Gebote der Gottes- und Nächstenliebe halten, das ist erst die Voraussetzung; vollkommen aber kann man nur sein durch den gänzlichem Verzicht auf die natürlichen Güter. Der Jesus nachfolgende Christ erachtet sie als Fußfesseln. Wer sich auch nur im geringsten an dieses Leben binden läßt, verliert das andere, das ewige Leben. Nur die Vollkommenheit zählt, alles andere ist selbstverständliche Vorleistung! –

Im dritten Jahrhundert lebte in einem ägyptischen Dorf ein gewisser *Antonius*, der in jungen Jahren Erbe eines großen Vermögens geworden war. Als er eines Tages obigen Bericht hörte, handelte er nicht wie jener junge Mann, sondern er verschenkte alles, was er besaß, an die Armen und folgte dem Herrn nach. Das heißt: er ging dorthin, wo der Mensch in vollendeter Armut vor Gott steht, in die Wüste. Dort wurde er zu Antonius „dem Großen", zum „Patriarchen" des östlichen Mönchtums. 356 starb er im Alter von etwa 105 Jahren. Jedoch war er nicht der erste, der dem Herrn als Eremit (von Eremos – Wüste) nachfolgen wollte. Als er 90 Jahre alt war, besuchte er den um dreizehn Jahre älteren *Paul von Theben*. Dieser war schon vor ihm, zur Zeit der großen Christenverfolgungen unter Decius, in die Wüste gegangen. Antonius und Paulus verbrachten einige Zeit in gemeinsamem Gebet, Gespräch und Schweigen. Eine Krähe brachte ihnen die geringe Nahrung, der sie bedurften. Später ist dann Paul in den Armen seines Freundes gestorben. Und da dieser nicht mehr die Kraft besaß, ein Grab auszuheben, taten das zwei Löwen für ihn. Wir tun nicht gut daran, einen solchen Bericht über das friedliche Zusammensein von Einsiedler und

Tieren zu belächeln. Denn er soll uns mit liebenswürdig-naivem, aber zugleich doch sehr hintergründigem Ernst darauf hinweisen, wie wunderbar schön und harmonisch es in der Welt zugehen könnte, wenn lautere Liebe sie durchwirkte. Was sucht denn der Einsiedler anderes, denn den Frieden Christi? Es ist ja nicht Lebensüberdruß oder Haß auf die menschliche Gesellschaft, was ihn in die Wüste treibt, sondern die Sehnsucht nach der Vollkommenheit echter Christusnachfolge. Die Wüste ist der Ort der Einsamkeit. In der Einsamkeit offenbart sich Gott, schenkt er seinen Frieden. Gerade deshalb aber verfolgen den Asketen die Dämonen in der Wüste am wütendsten. Bekannt sind ja die furchtbaren Versuchungen des hl. Antonius. So ist das Leben des Christus Nachfolgenden ausgespannt zwischen den Polen gotterfüllter Ruhe und schlimmster dämonischer Unruhe. Beiden Polen gibt Grünewald am Isenheimer Altar ergreifenden und erschütternden Ausdruck; zweimal erscheint dort Antonius: in beschaulichem Frieden mit Paul vereint – inmitten des mörderischen Lärms der dämonischen Versucher.

Es konnte nicht ausbleiben, daß starke Persönlichkeiten wie Paul und vor allem Antonius eine große Zahl von „Schülern" anzogen. Das war den Eremiten zwar durchaus nicht recht; aber schließlich konnte Antonius doch nicht umhin, in ein Mindestmaß von Zönobitentum (von Koinós Bios – gemeinsames Leben) einzuwilligen. Um 305 dürfte er das erste „Kloster" gegründet haben. Es bestand in einem losen Verband verstreuter Hütten und Höhlen, die er ab und zu besuchte, um Anweisungen und Ratschläge zu erteilen. – Die Zahl der Einsiedler wuchs zusehends. Als vollends dann der gewaltige Bischof *Athanasius von Alexandrien* um 357 eine Vita des hl. Antonius veröffentlichte, war ihre Wirkung so durchdringend, daß ganze Scharen (in Ost und West) in die Wüste zogen, um dort das Leben einzigartiger Vollkommenheit im Kampf mit den Dämonen zu verwirklichen. All diese Menschen waren und blieben L a i e n. Sie hatten keineswegs die Absicht, dem Klerikerstand beizutreten, sondern suchten einfach und schlicht eine erfüllende christliche Lebensform. Die Klerikalisierung des Klosters setzt erst Jahrhunderte später ein.

Warum glaubten diese Menschen, so fragen wir nun wieder, nicht unter den überkommenen Gegebenheiten leben zu sollen? – War doch das Christentum endlich zur staatlich geförderten Religion, schließlich zur Staatsreligion geworden. War doch die ursprünglich verborgen lebende Kirche durch Hunderttausende von Neubekehrten offenbar und reich geworden! – Ja, –

Simeons-Kloster in Syrien. Blick vom Schiff der Kirche gegen das Oktogon mit dem Rest der Säule, auf der der Heilige Simeon jahrelang lebte

aber! Viele waren doch nicht davon überzeugt, daß der Glanz und die Pracht der Néa Rome Konstantins auch der wahre Glanz Christi seien, daß die Verquickung von Politik und Religion (vgl. z. B. die Bemühungen des Eusebius um eine ausgesprochen caesaropapistische Staatsreligion) auch wirklich etwas mit der Nachfolge Jesu zu tun habe. Der Herr hatte ja seine baldige Wiederkunft angekündigt, hatte befohlen, wach und bereit zu sein. Wie konnte aber ein in der Welt so herrlich etabliertes Christentum wach sein und wach bleiben? Und wenn der Herr, rein zeitlich gesehen, doch nicht so bald kam, so mußte gerade das Grund genug sein, sich in stetiger Erwartung bereit zu halten. Das „kulturlose", stets zum Aufbruch bereite Wüstenleben ist die Form der Stetserwartung des Herrn.

Natürlich waren in der Masse der Anachoreten (von anachorein – entweichen) oder Eremiten sehr viele unzufriedene Außenseiter der Gesellschaft, viele Abenteurer und Schmarotzer, die sich ein ausschweifendes „Wüsten"leben versprachen. Deshalb war eine straffere Ordnung der ganzen Bewegung unumgänglich. So bildeten sich allmählich Anachoretenverbände, die durch Ansehen und Wort eines Leiters zusammengehalten wurden, ohne den mystisch-asketischen Spielraum des einzelnen Eremiten einzugrenzen. *Pachomios* († 346) – wie Antonius ein Ägypter, er stammte aus Tabennisi nördlich von Luxor – schuf die erste uns bekannte feste Regel, eine strenge asketische Regel. Sie galt allerdings weniger einer theologischen Sinndeutung des Mönchtums, als vielmehr der energischen Ordnung des Lebens und Zusammenlebens. Gebet und geistliche Übungen, Kleidung, Handarbeit und Disziplin wurden genau festgesetzt. Das Haupt einer Gemeinschaft hieß *Abbas*, d. i. Vater – ursprünglich als Bezeichnung einer charismatischen Begabung gedacht. Der Name blieb bis heute bestehen (Abbas – Abt). An die Stelle des ungeregelten, für viele nicht ungefährlichen Eremitentums trat hier eine religiös und sozial sinnvolle Organisation, die das Mönchtum auf seine künftige geschichtliche Bedeutung vorbereitete. Pachomios duldete keine Priestermönche. Bis zu seinem Tod gründete er in der Thebais neun Männer- und zwei Frauenklöster.

Wenn auch Ägypten das Mönchszentrum blieb, so bildeten sich doch auch in Nachbarländern Mönchskolonien. So zum Beispiel enstand in Palästina eine Mischform aus Eremitentum und Zönobitentum: die sog. Laura (griech., Straße), in etwa einem Straßendorf vergleichbar. Sie ist eine ummauerte Kolonie von Einsiedlerzellen. Die erste und berühmteste gründete *Chariton*

aus Ikonien († um 350) in Pharan, eine zweite in Duka, nahe dem Jordan, eine weitere in Suha bei Jericho (jetzt Ruinen von Charetun). Berühmt wurde auch die sog. „Alte" Laura (Mar Saba) des hl. *Sabbas* in einer Schlucht des Kidron; sie besteht noch heute. Lauren gab es in der Arabischen Wüste, in der Thebais, in Syrien etc. Der Name der „Großen Laura" (Lavra) auf dem Athos erinnert an diese palästinensische Klosterform. Jedenfalls war noch im 5. Jahrhundert die oberägyptische Thebais das Zentrum des Mönchtums. Dort herrschte der hochangesehene Abt *Schenute* († 466) im „Weißen Kloster" von Atripe über Tausende von Mönchen. Doch siedelten sich, wie wir sahen, auch in Palästina-Syrien, und dazu noch in Unterägypten Mönche an. Das Kloster, das *Makarios* d. Ä. († um 390) in der Libyschen Wüste (im heutigen Wadi Natrûm) gegründet hatte, besteht bis heute.

Trotz des starken Dranges zum organisierten Zönobitentum brachte der unüberwindliche Drang des östlichen Menschen nach rigorosem Asketentum zahlreiche sonderbare, wenn nicht sogar abwegige Lebensformen hervor. Nur einige seien erwähnt: die *Sarabaiten,* die es auch im Abendland gab. Sie lebten zu zweien oder dreien ohne Obere und ohne Satzung in Zellen. Benedikt spricht in seiner Regel vom „monachorum deterrimum genus sarabaitarum". Die *Gyrovagen,* die von Kloster zu Kloster vagabundierten, nie länger als etwa vier Tage blieben. Benedikt: „genus monachorum gyrovagum ... per omnia deteriores sarabaitis". Die *In-* oder *Reklusen,* die sich für längere Zeit oder für immer einmauern ließen; es gab sie bis ins 16. Jahrhundert auch im Abendland. Schließlich die *Styliten,* die Säulenheiligen, von denen der hl. *Symeon* († 459) am bekanntesten wurde; er verbrachte auf einer 20 m hohen Säule 30 Jahre als Prediger, Berater, Friedensstifter, Missionar.

Das allgemeine Konzil von *Chalzedon* (451) bemühte sich, durch kirchliche und staatliche Gesetze dem griechisch-orientalischen Mönchtum festere Formen zu geben, vor allem den Mißständen zu wehren und absonderliche Entwicklungen zu unterbinden. Auch Kaiser *Justinian* (527–565) kümmerte sich in seiner Gesetzgebung um die Mönche. Endgültige Gestalt hatte das Zönobitentum aber schon durch die Regel *Basilius* d. Gr. (ca. 330–379) erhalten. Diesem großen, in Konstantinopel und Athen gebildeten Erzbischof von Caesarea in Kappadokien gelang eine klare Bestimmung des Wesens und der Grundlinien des Mönchtums. Seine beiden Regeln (sog. „Große" und „Kleine") dienen nicht nur der äußeren Organisation wie die

Regel des Pachomios, sondern geben eine theologische Sinndeutung und neutestamentliche Ausrichtung. Neben dem Ideal mystischer Versenkung betont Basilius für „den Soldaten Christi" die Notwendigkeit des Zusammenlebens, und zwar wegen der von Christus gepredigten Pflicht werktätiger Nächstenliebe, und er betont die Aufgabe höherer Bildung (Erziehung der Jugend) und der theologischen Studien. Basilius lehnt das Eremitentum mit der vernünftigen Begründung ab: „Wer weiß wohl nicht, daß der Mensch ein zutunliches und geselliges Geschöpf ist und nicht einzeln in der Wildnis lebt? Denn nichts ist unserer Natur so eigentümlich wie dieses, daß wir gesellig miteinander leben, einander bedürfen und unsere Stammesgenossen lieben." Der Eremit wird mit Sicherheit eigenbrödlerisch stolz, niemand kann ihm in christlicher Bruderliebe seine Fehler zeigen. Seine Liebe stumpft ab; auch seine Gottesliebe, weil diese nur zusammen mit der Bruderliebe bestehen kann. Indes läßt die Basiliusregel noch genug Spielraum für individuelle Askese und Mystik, im Gegensatz zur späteren Regel des Benedikt von Nursia. Dies erklärt sich wohl aus der starken mystischen Neigung des Orientalen. Auch hat der Abt bei Basilius nicht eine ebenso absolute Stellung wie bei Benedikt. Das gesamte östliche Mönchtum gehorcht bis heute der Basiliusregel; es gibt aber keinen „Basilianer"-Orden.

Auch in den Westen war schon früh die Eremitenbewegung vorgedrungen. *Hieronymus* hatte im Osten das Mönchtum in eigener Erfahrung kennengelernt und pries es seinen römischen Zuhörern und Zuhörerinnen sehr erfolgreich als die vollkommene christliche Lebensform. Die stärksten Impulse gingen dann von *Athanasius* von Alexandrien aus. Als er 335/8 in die Verbannung nach Trier kam, brachte er zwei Mönche mit. Und seine Vita S. Antonii entfaltete später ihre mitreißende Wirkung auch im Abendland, wie Augustinus bezeugt (vgl. Confessiones VIII, 6). *Augustinus* hat sich nach seiner Bekehrung zum zönobitischen Leben entschlossen; er wurde zum Begründer des afrikanischen Mönchtums. Seine „Regel" gewann im Mittelalter, bei den Bettelorden und den Stiftskapiteln, neue große Bedeutung. Doch war es sein großer Schmerz, als Bischof dann doch mehr oder weniger „in der Welt" leben zu müssen. In Gallien war der bedeutendste Förderer des Mönchtums der bekannte hl. *Martin* von Tours († 397). Auf der Insel Lerinum (Lérins) bei Nizza stiftete der hl. *Honoratus* (später Bischof von Arelate – Arles, daher St. Honorat in den Alyscamps) ein einflußreiches Kloster. Im 6. Jahrhundert machte sich der berühmte

Erzbischof *Cäsarius* von Arles um die Ordnung des Klosterlebens verdient. Der hl. Patricius, *St. Patrick* hat als Schüler des hl. Martin zu Anfang des 5. Jahrhunderts das Evangelium in die „Ultima Thule", nach Irland gebracht. Ein Jahrhundert danach war die Insel von Klöstern bevölkert, zur „Insel der Heiligen" geworden, freilich zur Insel der heiligen Dickköpfe. Von Irland, das nie zum Römischen Reich gehört hatte, ging in der Folgezeit eine ungeahnte missionarische Bewegung aus, die selbst bis nach Rom vordrang. Einer der wichtigsten irischen Mönche war *Kolumban.* 20 Jahre lang wirkte er in Burgund (Hauptgründung Luxeuil) und starb 615 in seiner letzten Gründung Bobbio bei Piacenza.

Die überragende Gestalt des abendländischen Mönchtums ist *Benedikt von Nursia,* dem heutigen Norcia, Provinz Perugia (480–547). Sein Leben verläuft zunächst nach bekannter Eremitenweise: Herkunft aus begütertem Adel, Studium in Rom, Flucht aus einer leichtfertigen Umgebung in eine konzentrierte Asketen-Einsamkeit. Nach einigen Jahren wird der tiefreligiöse junge Mann zum Vorsteher einer Eremitengemeinde gewählt. Doch erlebt er hier das Mißliche und Gefährliche einer fehlenden Ordnung: nach einem vereitelten Vergiftungsversuch unzufriedener Mönche geht er nach Subiaco. Dort beginnt er mit der Verwirklichung seiner Regelpläne. Um 529 siedelt er sich mit seinen Mönchen in Montecassino an und gibt hier nun mit seiner ganz und gar ausgewogenen Regel der abendländischen Klostergeschichte, ja überhaupt der abendländischen Geschichte Richtung. Seine Weisheit, seine geistlich-väterliche Persönlichkeit, die Heiligkeit seines Lebens ziehen viele Anhänger und Schüler an. Und sie faszinieren noch heute.

Blieb Benedikt auch im allgemeinen der asketischen Tradition des Morgenlandes treu, so zeigte er doch ein viel verständnisvolleres Eingehen auf die menschlichen Schwächen. Das Klosterleben ist ihm nicht zuerst mystische Entrückung, sondern „Schule des Herrendienstes" in einer Gemeinschaft, die jedem Sorgen und Pflichten zuteilt nach dem Maß seiner Kraft. Die benediktinische Klosterverfassung ist eine Abt-Verfassung. Der Abt ist der Angelpunkt des Klosterlebens; denn er vertritt Christus, ihm schuldet man Gehorsam, wie man Christus Gehorsam schuldet. Doch muß sich der Abt stets seiner ungeheuren Verantwortung für das Heil seiner Mönche bewußt bleiben. Der Mönch aber muß die Demut üben, die Christus in seinem Erdenleben bewies. Die Regel des Benedikt läßt keinen Spielraum für ausgeprägten asketischen Individualismus. Sie ordnet

und regelt das Leben im Kloster geradezu nach Stunden, um damit allem unguten Übermaß und Überschwang zu wehren. Lebensmitte ist der Gottesdienst, die Liturgie. Sie ist bei aller Schönheit der nur schwache Abglanz der künftigen himmlischen Herrlichkeit, – aber immerhin: sie ist schon jetzt ein reales Teil jenseitigen Lebens. Selbstverständlich ist auch im Osten die Liturgiefeier der Höhepunkt klösterlichen Lebens, aus den gleichen Gründen. Wer je die welttranszendierende Erhebung einer östlichen Meßfeier erlebte, wer den Duft des Weihrauchs in vom Gold der Mosaiken strahlenden Kirchen verspürte, kennt die östliche Inbrunst beim Gebet. Doch läßt sich gerade diese Inbrunst nur schwer Zügel anlegen. Und so treffen wir zum Beispiel in der Mönchsrepublik Athos noch heute sämtliche Formen des Mönchtums: die in Höhlen hausenden Eremiten, die in einem Dorf zusammenlebenden Einsiedler, die streng zönobitisch verfaßten Klöster; und auch die idiorhythmisch lebenden Mönche (nach eigener Ordnung lebend), die ein bequem-beschauliches Leben führen und ihr eigenes Vermögen verwalten. Im Osten hat die mystische Versenkung ihre Bedeutung wie eh und je (Hesychiasmus); und die charismatische Begabung erfreut sich höchster Wertschätzung, man denke nur an das russische Starzentum (bei uns bekannt durch „Die Brüder Karamasoff" von Dostojewskij).

Benedikts Regel ist, wenn man so will, römisch-nüchtern gedacht, „verfassungsrechtlich"; ganz auf die Gemeinschaft abgestellt, ohne freilich die Rechte des Einzelnen zu schmälern. Die Stabilitas loci (Verbot des Umherwanderns), die wirtschaftliche Autarkie des Klosters, die Benedikt vorschreibt, sind die entscheidenden Artikel des lauten „Halt!", das er in die Zeit der großen Wanderungen, der grundstürzenden Umwälzungen hineinruft. Er kann noch nicht ahnen, daß die Stabilitas des benediktischen Klosters einmal allein noch eine letzte Stabilität der abendländischen Geistes- und Kulturgeschichte garantieren wird. Doch liegt in seiner Regel die rettende Wende schon begründet. Durch den Maß und Mitte wahrenden Grundsatz: ora et labora! konnte das Mönchtum des Westens zum Kulturträger werden, als das keine staatliche Macht mehr vermochte.

Das östliche Mönchtum war nie Kulturträger, zumindest nicht bis zum Untergang Ostroms (aber selbst dann nur widerwillig). Die weltlichen und hohen geistlichen Repräsentanten des Staates garantierten ja eine reiche Pflege der überkommenen Kultur und Zivilisation. Der Mönch aber erachtet „die Weisheit dieser Welt für Torheit" (vgl. 1 Kor 1,18 ff.) und sucht

sich von ihr zu befreien. Selbstverständlich ist er nicht „kulturlos", aber alles andere als „kulturbeflissen". Seine „Heimat ist im Himmel" (Philipperbrief 3).

Bei all dem müssen wir festhalten: die Mönche dieser frühen Zeit sind L a i e n ! Laien, die eine echt christliche Lebensweise suchen. Sie handeln aus der Überzeugung heraus, daß nur der völlige Verzicht auf die natürlichen Bedürfnisse ihres Selbst Freiheit für das ewige Leben in der Herrlichkeit Gottes gibt. Sie glauben, daß ihr entsagungsreiches Leben den Forderungen Jesu entspricht. Getreu den sog. „Evangelischen Räten" (Mt 19, 12. 21; 1 Kor 7,7 ff.; 7, 25 ff.) verzichtet der Mönch durch seine Jungfräulichkeit, seine Armut und durch seinen Gehorsam ganz bewußt auf seine menschliche Entfaltung, um in seiner gänzlichen Selbstverleugnung nur für den Herrn bereit zu sein. Man darf übrigens nicht vergessen, daß in der christlichen Kirche immer das Prinzip der Stellvertretung hochgehalten wurde. Und man kann dann sagen, die Mönche, die zwar mit uns zusammen in dieser Welt, „aber für jene" (Eichendorff) leben, geben der Christenheit durch ihr Leben des Gebets und des Opfers die Sicherheit, daß der Herr bei seinem Kommen alle die wach und bereit findet, die an ihn glauben und ihm nachfolgen wollen.

Literaturhinweise

Jean Canu: Die religiösen Männerorden, Aschaffenburg 1960.
Ernst Benz: Geist und Leben der Ostkirche, Hamburg 1957.
Die Großen Ordensregeln, hrsg. von Hans-Urs von Balthasar, Einsiedeln/Zürich/Köln 1948.

VERA HELL

DAS FELSENKLOSTER VON SUMELAS BEI TRAPEZUNT

Wenn man heute nach Trapezunt kommt und die Stadt sucht, die Marco Polo (1295), der Kardinal Bessarion (1440), der Franzose Tournefort (1701) und der deutsche Forscher Fallmerayer (1840) beschrieben haben, ist man zuerst einmal enttäuscht. Es ist eine schläfrige Landstadt, die erst gegen Abend, wenn sich die Kaffees in den Parks füllen, lebendig zu werden scheint. Man sucht vergebens die breite Geschäftsstraße am Hafen mit den berühmten Faktoreien der Venezianer und Genuesen, auch die Kamelkarawanen sind verschwunden, und der Handelsverkehr mit den nördlichen Ufern des Schwarzen Meers hat aufgehört. Hier wurden einst Stoffe, Teppiche, Edelsteine und Gewürze nach der Krim verladen; als Gegengabe kamen Sklaven und Pelze hier an.

Erst wenn man der Stadt den Rücken kehrt, um in den Bergen von Kolchis das Marienkloster von Sumelas aufzusuchen, findet man das Reich von Trapezunt, das man erwartet. Die erste ausführliche Beschreibung dieses Klosters stammt von Jakob Philipp Fallmerayer, der es am 8. September 1840 von Trapezunt aus besuchte. Er ritt um drei Uhr in der Frühe ab und erreichte sein Ziel um acht Uhr abends. Wir dagegen brauchten nur unseren großen Omnibus gegen drei kleine zu vertauschen und konnten damit den größten Teil des 54 km langen Weges zurücklegen. Zuerst folgten wir dreißig Kilometer dem Flusse Pyxites, den schon Xenophon in der Anabasis beschrieben hat. Der kleine Ort Maçka sah im frühen Morgenlicht wie sauber gewaschen aus, die Straßen waren noch leer, aber die Männer saßen natürlich alle schon in den Kaffees. Hier hörte die Asphaltstraße auf, und auf einem holprigen Weg ging es in die Berge. Wir fuhren durch riesige Haselnußplantagen, vorbei an einer weit gespannten, spitzbogigen Brücke und freuten uns schließlich an Schatten und Kühle eines dichten Laubwaldes. Die Straße windet sich in die Höhe, wird sehr eng, sehr steil und ist streckenweise in den Felsen hineingehauen. Nach etwa einer Stunde hat man in einer Höhe von 1200 m ihr Ende erreicht. Hier stehen die Gebäude einer Oberförsterei; Holztische und Bänke unter hohen Bäumen bieten das Bild eines Picknickidylls. Der Fluß rauscht und schäumt wie ein Wasserfall. Unglaublich schnell hat sich unsere Gruppe dezentralisiert, um die

Kloster Sumelas bei Trapezunt

ersten Photos zu machen, und die Botaniker brechen in Entzückungsrufe ob der seltenen Flora aus. Wenn man dann in die Höhe schaut, sieht man hoch oben eine vierstöckige Fassade mit einem etwas vorstehenden Treppenturm, wie ein Schwalbennest in eine steile Felsenwand hineingebaut; sie scheint eine gewaltige Höhle zu verschließen. Die leeren Fenster machen offensichtlich, daß das Kloster nicht mehr bewohnt ist. Ein schmaler Zickzackweg führt sehr steil durch Tannenwald hinauf; wir brauchen eine gute halbe Stunde bis zu einer kleinen Pforte, dem einzigen Zugang. Erst hier können wir ermessen, wie stark der Verfall schon fortgeschritten ist. Das Kloster wurde nach dem Ersten Weltkrieg, während der blutigen Auseinandersetzungen zwischen Türken und Griechen, aufgehoben und zerstört; seine berühmten Schätze, die Marienikone, die Kreuzpartikel und die Goldbulle Alexios' III., sollen nach Griechenland gekommen sein. Trotzdem scheint die Kraft dieses alten Wallfahrtsortes noch nicht ganz gebrochen zu sein, denn im Brunnen des Klosterhofes sieht man noch immer Tücher mit Wunschknoten liegen, – eine Sitte, die ich schon in der Krypta der Sergiuskirche in Alt-Kairo und an einem Baum bei der Mihrimah-Moschee in Istanbul beobachten konnte.

Die abgeschiedene Lage und die Verwendung einer Grotte als Kirche lassen darauf schließen, daß der Ursprung eine Einsiedelei war. Aber für die Geschichte der Frühzeit sind wir bislang nur auf Legenden angewiesen. Der kostbarste Schatz des Klosters war ein Bildnis der Muttergottes, das der hl. Lukas selbst gemalt haben soll. Im 19. Jahrhundert glaubte man in der Ostkirche, daß Lukas sechzig Bilder von der Madonna gemalt hätte, von denen noch drei erhalten seien, darunter das von Sumelas. (Ein weiteres im großen Höhlenkloster von Morea und das dritte im Kloster Kykkos auf Zypern.) Fallmerayer konnte diese Ikone noch sehen; er beschreibt, daß sie in roher Maltechnik ausgeführt, in Silber eingefaßt und stark beschädigt gewesen sei. Unter dem Beinamen „Heuschreckenmadonna" war sie weithin berühmt, und Christen wie Moslims riefen sie bei allen Kümmernissen an, zu denen eben auch die Heuschreckenplage gehörte. Primitive Druckbildchen wurden sogar in Rußland und auf dem Balkan verkauft.

Die Legende berichtet, daß der hl. Lukas dieses Bild sehr geliebt habe und es deshalb bis zu seinem Tode bei sich getragen habe. Als er dann in Theben in Böotien gestorben war, brachten es seine Erben nach Athen, wo es in einer Kirche am Hange der Akropolis verehrt wurde. Zur Zeit des Kaisers Theodosius soll

es auf wunderbare Weise von Engeln in diese Grotte in den Ziganabergen von Kolchis getragen worden sein, wo es zwei fromme Jünglinge aus Athen, Sophronius und Barnabas, die ihm gefolgt waren, wiederfanden. Sie stellten ihr Leben in den Dienst der Madonna und lebten bis zu ihrem Tode hier als Einsiedler. Unter dem Kaiser Anastasius I. soll das erste Kloster gebaut worden sein, und später soll Justinian Stiftungen gemacht haben. Aber aus dieser frühen Zeit hat sich nichts Sichtbares erhalten. Die Hauptkirche ist eine Grottenkirche, eine Form, die es auch in anderen Gebieten der Türkei gibt, so z. B. in den Klöstern Alahan und Al-Oda zwischen Mut und Karaman. Auch in Trapezunt ist die ehemalige Klosterkirche der verhüllten Panaghia eine Grotte, die durch eine Mauer abgeschlossen wurde. (Die sogenannten Höhlenkirchen, – am bekanntesten die von Göreme – sind nicht damit zu verwechseln, denn dort wurde der Raum wie eine negative Architektur in den massiven Tuffstein gehauen.) Während der Seldschukeneinfälle im 12. Jhdt. sollen Kirche und Kloster zerstört worden sein, und wieder ist es eine Legende, durch die nur undeutlich der historische Sachverhalt durchleuchtet, die uns Näheres darüber berichtet: Vergeblich bemühten sich die Eroberer, die Marienikone zu zerhacken, so daß sie sie schließlich in den Pyxites warfen. Aber auch der Fluß schützte das Bild und trieb es ans Ufer, wo es durch ein neues Wunder von frommen Leuten gefunden, erkannt und ins Kloster zurückgebracht wurde. Seine Glanzzeit erlebte das Kloster erst im 14. Jhdt., als es von den Kaisern Alexios III. und Manuel III. bevorzugt und reich beschenkt wurde.

Alexios III. (1350–1390) war der Wiederhersteller des verfallenen Reiches von Trapezunt. Nach den Zerstörungen durch den Bürgerkrieg ließ er Kirchen und Klöster restaurieren und reich mit Fresken und Mosaiken schmücken. Seine besondere Liebe galt dem Sumelaskloster, in dem er gekrönt worden war. Das Dokument über seine Schenkungen an Land und Privilegien war die schon erwähnte berühmte „Goldbulle". Fallmerayer beschreibt sie als 18–20 Fuß lange und einen Fuß breite Rolle aus Papierseide mit einer zierlichen, verschnörkelten, schwer lesbaren Schrift bedeckt und mit den Porträts des Kaiserpaares versehen (Alexios hatte Theodora, eine Prinzessin aus dem regierenden Haus Cantacuzenas in Konstantinopel, geheiratet). Die beweglichen Goldsiegel waren freilich 1840 schon verschwunden. Auch sein Sohn Manuel III. (1390–1420) erwies sich als Wohltäter des Klosters. Er schenkte ihm aus der kaiserlichen

Schatzkammer ein Stück vom Kreuz Christi, das in eine Silberplatte gefaßt war. Jeden ersten Sonntag im Monat wurde mit dieser Reliquie das Wasser geweiht, das in der Kirche in einem Marmorbecken von den Wänden aufgefangen wurde. Danach verteilte man es an die Gläubigen.

Wenn wir heute von der kleinen Eingangspforte auf den Klosterkomplex, zu dem eine Steintreppe hinunterführt, blicken, so sehen wir ein Trümmerfeld. An diesem Julimorgen lag ein Teil der Ruinen in grellem Sonnenlicht, der andere im tiefen Schatten des gewaltigen Felsens, der wie ein Dach vorspringt. Diese natürliche Nische, die das Kloster birgt, ist etwa 40 m lang, 13–16 m hoch und fast 12 m tief. Auf verschiedenem Niveau stehen dicht gedrängt Hausruinen. Sie bestehen aus Bruchstein, zeigen noch Spuren des weißen Verputzes, und allen fehlt das Dach. Der zum Tal hin abschließende Gästebau, der erst 1860 entstand, zeichnet sich durch eine bessere Bautechnik aus. Es ist das Bild einer Klosteranlage, die ihre Herkunft aus der Anachoretensiedlung nicht verleugnet. Während in den Wüsten Ägyptens und Syriens eine Mauer den notwendigen Schutz bieten muß, ist es hier die schwalbennestähnliche Lage hoch am Felsen. Wir in Europa kennen erhaltene Formen dieses unregelmäßigen, vor der benediktinischen Reform entstandenen Klostertyps vor allem in Alt-Irland. Die Hauptkirche, die der Maria geweiht wurde, befindet sich an der tiefsten Stelle der Grotte, möglicherweise hat man eine vorhandene Nische erweitert. Unser Blick fällt zuerst auf eine kleine Kapelle mit abgestuftem Dach, die man 1710 wie eine Chorkapelle vor die abschließende Ostwand baute. Sie und die ganze Wand sind mit Fresken bedeckt, die in Zonen viele kleinteilige Szenen nebeneinander zeigen: Wunder, Schöpfungsgeschichte und Jüngstes Gericht. Die Figuren sind überlängt und ziemlich ungenau mit bunten Erdfarben bemalt, wobei das Blau vorherrscht. Die Kirche selbst ist ein länglicher Raum mit einer ungleichmäßig hohen Decke. Er empfängt sein Licht durch zwei Fensterreihen in der Ostwand, von denen die obere aber erst nach der Bemalung der Außenwand von 1740 durchgebrochen wurde. Der Raum ist leer; auf dem Boden liegen einige Steinhaufen, Reste von Aufräumungsarbeiten einer Jugendgruppe im Jahre 1966, die bei allem guten Willen dem Bestand wohl nicht ganz zuträglich waren.

Hier im Inneren haben sich die qualitätsvollsten Wandmalereien erhalten, von denen ein Teil noch auf die Restaurierung unter Alexios III. um 1360 zurückgeht. An der Decke im We-

Kloster Sumelas – Fresken

sten die große Halbfigur der Maria in Orantenstellung und leuchtend rotem Gewand. Leider ist das Gesicht stark zerstört worden, wie das oft bei ideologischen Verfolgungen zu allen Zeiten geschehen ist. Östlich davon erscheint Christus in einem großen runden Rahmen aus Schrift und Ornament. Er hat die Hand zum Segnen erhoben. Die lachsrote Farbe seines Gewandes und die silberne des Mantels lassen auf eine Übermalung durch einen südrussischen Künstler des 18. Jhdts. schließen. Am besten sind die kleinen Darstellungen aus dem Christusleben; dabei erscheinen Szenen, die in unseren abendländischen Bildprogrammen selten dargestellt werden. Da sehen wir z. B. die

heiligen drei Könige auf dem Rückweg; der Künstler zeigt sie uns als drei Männer in verschiedenem Lebensalter, dabei ist Balthasar nicht schwarz, sondern wird durch einen Turban gekennzeichnet. Bei der Flucht nach Ägypten wird das Christuskind von Joseph auf den Schultern getragen, und bei der Geburtsszene zieht ein flötenspielender Hirt den Blick auf sich, der mit gekreuzten Beinen in der Bildmitte sitzt; das Motiv erinnert an manichäische Miniaturen. Die Malereien wirken überhaupt wie vergrößerte Miniaturen, vor einer Stadtkulisse spielt sich jeweils ganz vordergründig die Szene ab, auf wenige Figuren beschränkt. Weltliche Würdenträger tragen prunkvolle Gewänder, die mit kostbaren Borten gesäumt sind, und ihre Schuhe sind mit Edelsteinen verziert. Sonst herrscht die antike Drapierung vor, wobei die Falten linear eingezeichnet sind. Über einer Szenenreihe schwebt ein quergestreiftes Tuch. Wahrscheinlich kann man darin die alte orientalische Sitte sehen, etwas Kostbares durch Tücher zu verdecken. An der Nordwand ragt eine thronende Maria hervor, die von Heiligen und wohl auch Stiftern umgeben ist. Einzelformen wie kleine Engelsköpfe, gewundene Säulen und die viel dunkleren Farben lassen erkennen, daß wir eine spätere Übermalung vor uns haben. Der Höhlenraum scheint immer noch erfüllt von den unzähligen Gebeten, die hier viele hundert Jahre zur Mutter Gottes gesprochen wurden, und auch ohne die Vorstellung von Kerzenlicht, Mönchen und Pilgern beim Geräusch des in das Marmorbecken tropfenden Wassers war der Eindruck wohl der stärkste, den wir vom Reiche Trapezunt bekommen konnten. Übrigens waren wir keineswegs die einzigen Gäste in dieser Weltabgeschiedenheit. Türkische Familien machten ihren Sonntagsausflug in die romantischen Wälder von Kolchis und kochten ihr Mittagessen, französische Studenten traf man in kleinen Gruppen, sogar ein deutscher Dozent aus Trapezunt mit seiner Familie begrüßte uns. Es wäre jetzt noch Zeit, das einzigartige Bauwerk vor einem schnellen restlosen Verfall zu retten, und wir können nur hoffen, daß es geschieht.

ULRICH MANN

DIE VISION VON PATMOS

Vortrag, gehalten am 29. März 1967
auf dem Dach des Christodoulosklosters

Dieses Kloster ist im 11. Jahrhundert von dem seligen Christodoulos auf Veranlassung des Kaisers gegründet worden, zur Erinnerung an die Tradition, die sich an diese Insel heftet, an den heiligen Johannes, der hier die Schau seiner Apokalypse gehabt hat. Wir sehen auf halber Höhe unter uns ein dreistufiges Gebäude, es ist das Grottenkloster, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend. Dort zeigt man eine Höhle, wo Johannes geschlafen haben soll, unter einem Felsdach mit drei Spalten, die man natürlich trinitarisch deutet.

Die „johanneische Frage" ist etwas kompliziert, man kann sie aber als literar-historisch gelöst betrachten. Der Johannes, um den es sich hier handelt, war nicht der sogenannte Lieblingsjünger und auch nicht einer der beiden Zebedäussöhne, von denen wir im Neuen Testament lesen.

Nach den synoptischen Evangelien ist Johannes der vierte der Jünger Jesu gewesen, er wird genannt nach Petrus, Andreas und Jakobus. Das Johannesevangelium nun spricht von einem Lieblingsjünger, einem „Jünger, den Jesus lieb hatte". Es steht aber nirgends im Johannesevangelium, daß dieser Jünger Johannes hieß, sondern nur, daß er das vierte Evangelium geschrieben hat. Daß der, der das vierte Evangelium geschrieben hat, Johannes hieß, geht lediglich aus der Überschrift hervor, die aber könnte auch aus späterer Zeit stammen. Der „Lieblingsjünger" ist eigentlich ein Anonymus. Und er ist mehr als nur eine Einzelpersönlichkeit, er ist vielmehr eine Art Idealgestalt, in der das Heidenchristentum dargestellt werden soll, und zwar im Unterschied zum Judenchristentum, welches, obwohl das ältere, deshalb Jesus doch nicht näher steht als die Missionskirche. In der stark symbolischen Darstellung des vierten Evangeliums ist der „Lieblingsjünger" auf keinen Fall Johannes, der Zebedaide, von dem die drei ersten Evangelien sprechen. Dieser wird dort immer erst an vierter Stelle genannt: Ist das denkbar, wenn er persönlich der „Lieblingsjünger" war?

Man nimmt an, daß der Zebedaide Johannes schon früh, vielleicht in den vierziger Jahren, mit seinem Bruder Jakobus den Märtyrertod gestorben ist. Das Johannesevangelium ist

aber frühestens um 85 n. Chr. geschrieben; auch aus diesem Grund kann der Zebedaide nicht der Verfasser sein. So ist also ein zweiter „Johannes" anzunehmen, der das Evangelium verfaßt hat. Wer aber schrieb die Apokalypse? Aus der Analyse der beiden Schriften geht hervor, daß sie kaum vom selben Verfasser stammen können. Man kann das ja literar-kritisch ziemlich genau bestimmen. Man kann sagen: Diese Worte kommen nur bei jenem vor, jene nur bei diesem; und es gibt sogar Methoden, mit denen man Satzrhythmus und Satzaufbau analysieren kann, um Texte bestimmten Verfassern zuzuweisen oder abzusprechen.

Nach dieser Analyse nun hat das Johannesevangelium nicht denselben Verfasser wie die Apokalypse. Dazu würde sich die Notiz gut fügen, die bei einem Bischof namens Papias im 2. Jahrhundert vorkommt: Er spricht von einem Presbyter Johannes, der in Ephesos die Gemeinde geleitet habe, also wohlgemerkt nicht von einem Apostolos. Dieser Presbyter Johannes, der übrigens dann in der mittelalterlichen Sage eine Rolle spielte – von da aus geht die Tradition vom Priesterkönig Johannes, der irgendwo weit im Osten herrscht und eines Tages wiederkommen wird –, dieser Presbyter Johannes ist also historisch faßbar als Gemeindeleiter in Ephesos, der, selbst der zweiten Generation angehörig, noch die dritte leitete. Dieser Mann könnte sehr wohl in der Domitianischen Verfolgung strafweise hierher auf diese Verbannungsinsel geschickt worden sein. Uns mutet es ja merkwürdig an, daß eine so schöne, erholsame Insel wie diese hier ein Verbannungsort war, doch müssen wir bedenken, daß man in der Antike ein durchaus anderes Naturgefühl hatte als wir modernen Menschen heute.

Der, der hier weilte, ausgeschieden aus der Welt der Lebenden, mag in Gedanken oft inmitten seiner Gemeinde dort im Osten gewesen sein, in Ephesos. In seinen stillen Stunden mögen ihm geheimnisvolle und hintergründige Bilder erschienen sein. Aber sie sind ihm nicht erschienen an einem einzigen Tage, in einem einzigen Augenblick, visionär in einem Moment: Dazu ist das Buch viel zu groß, das könnte er gar nicht alles niedergeschrieben haben, wenn er es nur einen Moment lang gesehen hätte. Die Vision ist vielmehr die Vertiefung einer langen, eingehenden Arbeit, eines gründlichen Studiums der Bibel wie anderer frühchristlicher Literatur, dazu der gesamten Umwelt. Wir brauchen dieses letzte Buch der Bibel nur einmal kurz durchzublättern, müssen seine 22 Kapitel nur einmal überfliegen,

Christodoulos-Kloster auf Patmos

um zu sehen, daß hier eine ganz klare und strikte literarische Komposition vorliegt, die einer in langen, langen Zeiten entworfen, korrigiert und wieder überarbeitet hat.

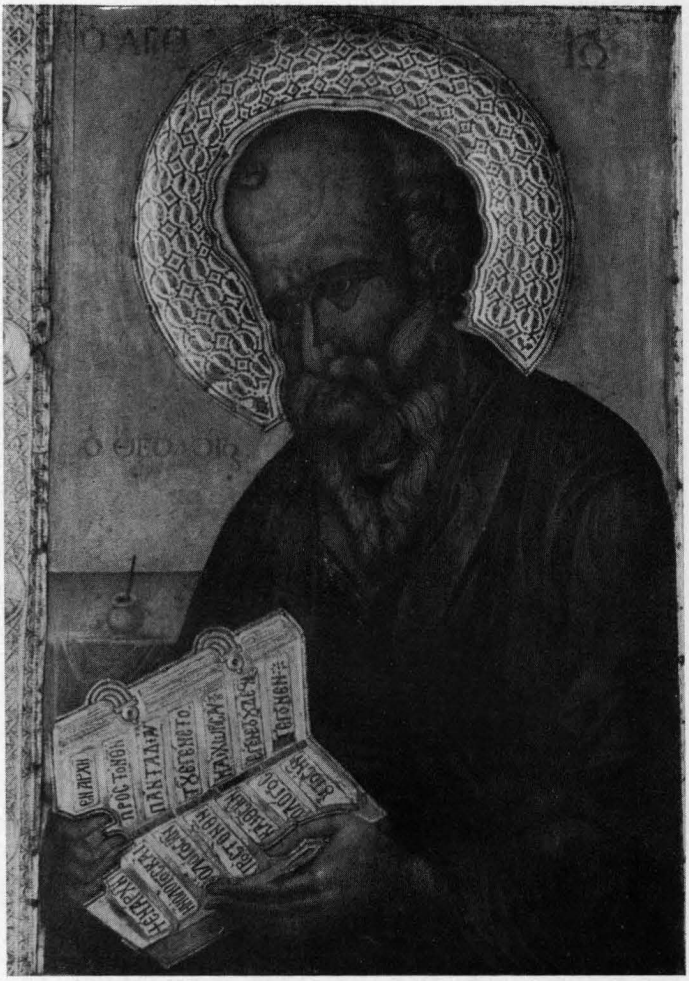
Auch ist die Gesamtkonzeption nicht dem Verfasser allein zuzuschreiben. Die Johannesapokalypse hat Vorfahren gerade genug, nämlich in den spätjüdischen Apokalypsen des 2. und 1. vorchristlichen Jahrhunderts. Es gibt eine ganze Anzahl davon, manchmal sehr redselige; wir können einige nachlesen in dem Sammelband von Kautzsch „Die Apokryphen und Pseudoepigraphen des Alten Testaments", den man in jeder größeren Bibliothek findet. Am bekanntesten ist die Apokalypse des Henoch. Solche Apokalypsen sind in dem damaligen Judentum gängige Literatur gewesen. Von ihnen hat Jesus gelernt, wie wir genau wissen, Jesus steht in der Tradition der Henoch-Apokalypse; und von diesen Schriften haben auch die Essener gelernt, von denen wir durch die Qumran-Funde ein klares Bild gewonnen haben. Das alles geht zurück auf jene Zeit, in der das Spätjudentum wie gebannt in die Zukunft starrte, sozusagen die Flammenwand des Weltgerichts vor sich sehend, sie zu durchdringen versuchend mit dem Blick auf das, was dahinter kommt. Es war die Zeit nach der Rückkehr aus dem Exil. Die Hoffnung auf nahe Wunder war geweckt, gesteigert wurde sie durch die elende Gegenwart und die neue Fremd-

herrschaft erst der Seleukiden, dann der Herodianer und schließlich der Römer. Die hochgradige, eschatologische Spannung des Spätjudentums schlägt sich in diesen Apokalypsen nieder. Diese literarische Gattung ist eine einzigartige Erscheinung, die nur eine Parallele hat, nämlich in Persien. Und man darf auch dies sagen: Die jüdischen Apokalypsen sind nicht denkbar ohne iranische Einflüsse.

Ein eingehendes Studium zahlreicher Schriften, auch und gerade der religiösen Kleinliteratur, die ihm zugänglich war, dazu ein Studium der politischen und religiösen Verhältnisse seiner ganzen Umwelt war es, das von Johannes nun in einer gewaltigen Komposition zur literarischen Gestalt gebracht wurde. Er hat die Schrift eingeleitet mit einem persönlich gehaltenen und bezogenen Teil, es sind die „Sieben Sendschreiben" an die ihm unterstellten Gemeinden. Ihnen geht voraus die Schilderung von Zeit und Ort: „Ich war am Tag des Herrn ... auf der Insel Patmos ... und ich sah ...", und nun heißt es immer: „Kai eidon, kai eidon, und ich sah, und ich schaute ..." Mit einem Mal ist ihm das angesammelte Wissen in der ganzen existentiellen Tiefe gegenwärtig geworden, er deutet nun – ich will es so zusammenfassen – die Geschichte und Religion seiner Umwelt in Bildern, die ihm zuströmten aus der Tradition, die er aber vertieft im Licht seiner Schau.

Es ist eine Apokalypsis. Kalymma heißt Vorhang. Apokalypsis heißt: Vorhang weg. Offenbarung sagen wir. Es ist, wie wenn viele Vorhänge weggezogen würden vor einem mythischen Hintergrund, mythische Bilder brechen herein, alles aber wird zentriert auf einen letzten, gewaltigen Kampf, auf die dualistische Auseinandersetzung am Ende der Weltgeschichte. Was er selbst, Johannes, zur Tradition der Apokalyptik hinzugefügt hat, ist etwas Gewaltiges, nämlich die Sinngebung des ganzen geschilderten Geschehens durch das, was hinter ihm liegt, nämlich durch die Christuserfahrung, durch die Beziehung auf den Christusglauben. Geschichte, vom Christenglauben her gedeutet und in die Zukunft projiziert, das ist das Wesen der Johannesapokalypse. Sie ist völlig falsch verstanden, wenn man in ihr etwa kalendermäßig abhakt und beispielsweise sagt: Wir leben jetzt im Stadium der „dritten Zornschale". Die Apokalypse ist ständig vor uns und immer auch schon hinter uns, wir sind mitten in ihr darin. So will sie verstanden sein.

„Kai eidon", – „ich sah einen ...", er erscheint ihm, der Herr, der Weltenrichter, der Pantokrator, und gibt ihm Aufträge. Er



Ikone des Heiligen Johannes, Christodouloskloster

diktiert ihm sieben Sendschreiben an die Gemeinden. Einige der erwähnten Stätten haben Sie oder hätten Sie beinahe gesehen zu Pergamon, Sardeis, Ephesos; die kleine Anatolien-Sondergruppe unserer diesjährigen Reise hat auch die Stätte der Gemeinde gesehen, die am schlechtesten wegkommt: Laodikeia.

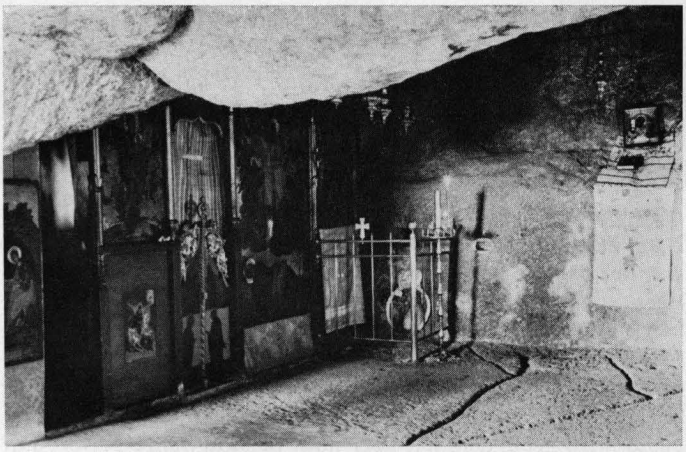
Dort fließt das lauwarme Wasser von Hierapolis herunter in den Lykos. Im Sommer ist es eine ungenießbare, lauwarme Brühe. „Ach, daß du heiß oder kalt wärest, nun, da du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde!" Man versteht das, wenn man in Laodikeia gewesen ist.

Der Herr wendet sich an die sieben Gemeinden, standzuhalten im Glauben, danach öffnet er die Vorhänge. Und was erscheint nun? Mythische Bilder der um Johannes herum durchaus lebendigen Religionen. Merkwürdig! Keineswegs so, daß die Religionen und ihre Bilder und Mythen als heidnisches Blendwerk bezeichnet würden. Nein, sie alle sind in ein höchst aktuelles, dualistisches Schema eingefügt. Elemente sind es aus den Religionen des Griechen- und Römertums, Mesopotamiens und Irans, zum Teil auch Ägyptens, teils positiv, teils negativ bewertet.

Das erste Bild des Vorhangs: die apokalyptischen Reiter. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich deute, daß Johannes hiermit das pferde- und reiterfrohe römisch-griechische Daseinsverständnis meinte. Voran der Reiter auf dem weißen Pferd. „Er kam sieghaft und daß er siegte" – ein heroisches Daseinsverständnis ist es, das sich religiös verherrlicht und dann freilich die vier anderen Reiter, Krieg, Teuerung, Pest und Tod, hinter sich nachzieht. Sie jagen durch die Weltgeschichte, sie sind echte Elemente des Menschseins. Ein Held, das ist etwas – und dennoch, alle vier Reiter sind Werkzeuge des Gerichts, und doch eben darin Werkzeuge Gottes. Sie sind keine satanischen Elemente.

Dann das Lamm, das geopfert wird, ein Symbol aus der jüdischen Religion, dann das Buch mit den sieben Siegeln, ein jüdisch-persisches Motiv; schließlich das gewaltige Bild von den vier Chaijoth, so heißt es hebräisch, von den vier Zoa, den vier Lebewesen. Eines sah aus wie ein Mensch, eines wie ein Stier, eines wie ein Löwe, eines wie ein Adler. Daraus wurden später die vier Evangelistensymbole. Sie stammen ursprünglich aus dem alten Sumer. Da sind noch jeweils zwei feindliche, zwei freundliche gegeneinandergestellt, Stier und Mensch gegen Adler und Löwe. Seit den Tagen Assurs sind die vier zu einer Einheit vereinigt, die Lamassu-Figuren vor den Portalen assyrischer Paläste zeigen es. Von da hat sie Ezechiel übernommen. Seine Vision (Ezechiel 1–3) schildert sie als Elementwesen, die an Gottes Thron stehen, als Thronwächter Gottes. Sie sind es, die nun im himmlischen Chor erscheinen als die Repräsentanten Gottes selbst.

Vierundzwanzig Könige neigen sich vor Gott – es sind 2mal 12 kosmische Urelemente, die ihre Kronen vor Gott niederlegen und ihm also dienen; das Bild enthält wiederum eine altsumerisch-mesopotamische Vorstellung. Und so geht es weiter mit den Bildern vom gläsernen Meer, von den 144 000 Versiegelten; dann spielt wieder die Gegenwart herein: der Prophet, der getötet wird, dann der Lügenprophet; und dann wieder ein überraschendes Bild: das Weib, mit der Sonne bekleidet, das einen Sohn gebären wird, verfolgt von einem Drachen, der Wasser nach ihr speit. Dieses Motiv stammt aus einem altgriechischen Mythos, wie Walter Friedrich Otto nachgewiesen hat. Es ist der Mythos von Leto und dem Drachen, nun gedeutet auf die Gemeinde, in deren Mitte stets durch Sakrament und Predigt der Logos geboren wird.



Höhle des Grottenklosters Apokalypsis, in der Johannes seine Visionen hatte

Dann das unerhörte Bild von dem Tier, das aus dem Meer aufsteigt. Das Meer, für uns etwas Herrliches, Erfrischendes, das Meer war für die damalige Zeit etwas Dämonisches. Desgleichen heißt es am Ende der Apokalypse auch: „Und das Meer war nicht mehr, es gab seine Toten heraus." Aus dem Meer kommt das Tier herauf mit seinen sieben Häuptern. Wir denken an die Hydra und an ähnliche vielköpfige Schlangenungeheuer, an die Illujankaschlange der Hethiter, die wir zum Teil jetzt eben im Abbild in Ankara gesehen haben. Hier meldet sich nun schon der Gegner. Aber es ist noch nicht der

altböse Feind selbst, der alte Drache, es ist nur das Symbol für die religiös-politische Hybris eines pervertierten irdischen Imperiums. Sieben Köpfe, das sind die sieben Hügel Roms; einer dieser Köpfe war tödlich wund, und er wurde gesund. Ein persifliertes Karfreitagswunder ist das, wie es alle Diktatoren ständig vor uns hinstellen. Dazu kommt ein zweites Tier, das mit seinem großen Maul predigt, das Tier mit den sieben Häuptern anzubeten: Das ist eine pervertierte Lügenkirche, die es immer gibt, jene Scheinkirche, die einen immer den Falschen zu verehren heißt.

Es folgen weitere Bilder: die sieben Zornschalen, die sieben Posaunen – jüdisch-iranische Tradition –, dann aber tritt der Dualismus immer stärker heraus. Es kommt zum Kampf Michaels mit dem Drachen. Darin spiegelt sich die spätjüdische Legende von Michael, dem Sieger schon im Urkampf, und von seinem Gegner, dem Diabolos, dem Lichtträger, dem Luciferus. Luciferus war zunächst der höchste, Gott am nächsten stehende Engel, er wurde von Hybris ergriffen und jagte durch den Weltenraum mit dem Wort: „Laßt uns den Kosmos verwirren", „diaballomen ton kosmon." Dagegen trat ein anderer an seine Stelle, der fragte: „Mi-ka-El?", „wer ist Gott?" Er siegt am Anfang und am Ende, die ganze Weltgeschichte ist durchzogen vom Kampf Michaels mit dem Drachen.

Dem folgt die Bluternte und die Schlacht von Harmagedon, von der manche unserer extremen Sekten behaupten, sie sei das eigentliche Ziel der Weltgeschichte, was ich für indiskutabel halte. Harmagedon, der „Berg Megidda", auch das ist hier ein rein mythisches Bild, und also nicht, wie diese Sekten behaupten, auf etwas Geographisches und Historisches zu beziehen.

Schließlich kommt es zur vorletzten Auseinandersetzung: Der Feind wird gebunden, hat aber noch tausend Jahre Frist. Nach Ablauf dieser kommt er wieder; inzwischen aber wird ein vorläufiges Gottesreich errichtet. Dieses „Millennium" hat Anlaß gegeben zu dem Glauben, man könne hier auf Erden für tausend Jahre ein christliches „Heiliges Römisches Reich" aufrichten. Das war ja das Selbstverständnis des Mittelalters, und es war etwas Großes. Aber man darf nicht vergessen: Das Millennium endet, und dann kommt der Feind noch einmal zum Endkampf. Er wird danach für immer in den feurigen Pfuhl gestoßen.

Vom Himmel herunter senkt sich dann die heilige Stadt, es gibt keine Sonne mehr, denn Gott selbst wohnt in ihr als das wahre Licht für alle Zeiten.

Blick vom Dach des Christodoulosklosters, dem Ort des Vortrages, über die weite Bucht von Skala, einem Kraterbecken ähnlicher Entstehung wie dem von Santorin

Alles, was ich in dieser Skizze zu zeigen versucht habe, ist ein Bild, in dem Elemente der ganzen religiösen Umwelt von einem christlichen Denker aufgegriffen, zum Teil sublimiert und in sein Gottesverständnis eingebaut, zum Teil dualistisch-antithetisch diesem entgegengestellt werden. Das ist nun das Besondere an dieser Apokalypse, von dem sie letztlich getragen ist. Im Christusereignis und Christusglauben spitzt sich dieser Dualismus aufs äußerste zu – und das ereignet sich eben jetzt! Man liest die Apokalypse falsch, wenn man sie als ein Programm auffaßt, als eine Art Fahrplan für morgen und übermorgen – man liest sie nur richtig, wenn man sieht, daß sie das meint, was schon immer war und noch ist, und daß sie eben darin alles in der Bewegung zeigt auf die letzte Krisis zu, die sich bereits vollzieht. Dies und nur dies ist ihr Ziel, ist ihr Skopos. Der letzten Krisis gehen alle entgegen, die großen Religionen, auch die christliche, die großen politischen Ideologien und jeder einzelne.

Das hat einen doppelten Aspekt, hat eine Außenseite, die ich soeben skizziert habe, aber auch eine Innenseite. In der Religionsgeschichte der Menschheit spiegelt sich ein äußeres Geschehen wider, das Johannes von der christologischen Mitte her auf eine Leitlinie bezieht. Zugleich spiegelt sich aber auch in diesen Bildern das, was innen ist, wider, und zwar, was innen ist in jeder Seele.

Ontogenese ist Phyllogenese, der einzelne durchlebt all das, was die Gesamtmenschheit durchlebt. In der Seele des einzelnen sind die Bilder archetypisch zu Hause, wir alle begegnen ihnen irgendwie, mögen sie nun als Reiter auftreten oder als Ungeheuer oder vielleicht in ferner Zukunft als technische Monstra, die ja auch apokalyptische Reiter sind, unter deren Hufschlag wir stöhnen. Wir alle, so glaube ich sagen zu dürfen, sind diesen Bildern ausgesetzt im Unbewußten, im Traum, in Krisensituationen und vor allem am Ende unseres Lebens. Es sind psychische Wirklichkeiten, wie sie uns durch die Tiefenpsychologie bestätigt werden. So ist es also eine doppelte Schau, die sich in der Apokalypse zusammenschließt: eine äußere von der Religionsgeschichte her und eine innere vom Seelenerleben her. Beides wird auf einer mittleren Leitlinie zusammengefaßt von dem Mann, der hier gelebt hat, hier das Ergebnis seiner jahrzehntelangen Beobachtungen und strengen Studien in einer visionären Schau vertieft bekam und hier es niederschrieb.

Wahrscheinlich hat die Überlieferung recht, daß er dann wieder freigekommen ist und zu seiner Gemeinde zurückkehren konnte; vielleicht mag auch die Legende recht haben, daß er schließlich in hohen und höchsten Jahren immer einfacher und schlichter wurde, mit großen Augen lange in das erlebte und geschaute Bild hineinstarrend, und daß er schließlich wie geblendet von ihm nur noch das eine Logion zu sagen wußte: Kindlein, liebet einander! Das wäre dann der eigentliche Blick- und Zielpunkt, der Skopos der Tradition von dem greisen Presbyter Johannes, daß er, nach seiner Verbannung in Patmos, nach stürmischen, unerhörten Erlebnissen, nach seiner Schauung der gesamten Weltgeschichte wie der Einzelgeschichte jeder Seele, zu diesem letzten, schlichtesten, einfachsten Satz durchbrach und gar nichts anderes mehr hätte sagen können und darob lächerlich wurde in seiner Gemeinde. Und doch ist es vielleicht das letzte Geheimnis des Menschseins: Kindlein, liebet einander!

KARL KAUNE

ATHOS - DER HEILIGE BERG

I

Ein besonderes Erlebnis für jeden Griechenlandreisenden ist der Sonnenuntergang auf Kap Sounion. Hier steht das Heiligtum des Poseidon. Einsam ragen seine weißen, schlanken Marmorsäulen in den abendlichen Himmel. Tiefrot sinkt die Sonne hinter dem Kranz der Inseln, die das Kap umgeben, ins dunkelfarbige Meer. Ein Schleier der Trauer breitet sich über das abenddunkle, noch im Vergehen schöne Land.

Wir stehen auf dem Athosgipfel. Es ist früher Morgen. Nach allen Seiten fällt der Felsen über 2000 m jäh in die Tiefe. Der kalte Morgenwind nimmt uns die letzte Müdigkeit aus den Augen. Plötzlich beginnt sich die Welt zu verändern. Weit im Osten, hinter dem endlos scheinenden Meer, wird ein schmaler Goldstreifen sichtbar: der Künder der aufsteigenden Sonne. Langsam kommt sie aus dem Morgendunst empor, als Siegerin über die dunklen Gewalten der Nacht. Noch liegt das Land unter und hinter uns im Grau des Morgennebels. Da trifft ein

Sonnenstrahl den Gipfel des Athos und verwandelt den weißen Marmor in reines Himmelsgold. Wir werden Zeuge eines neuen Schöpfungstages. „Welch Getöse bringt das Licht!" Athos – Berg der Verklärung, der „Hagion Oros" – der heilige Berg. Wir erleben die Kraft der Wandlung in uns – an uns und steigen tief bewegt in die Stille der Klöster zurück.

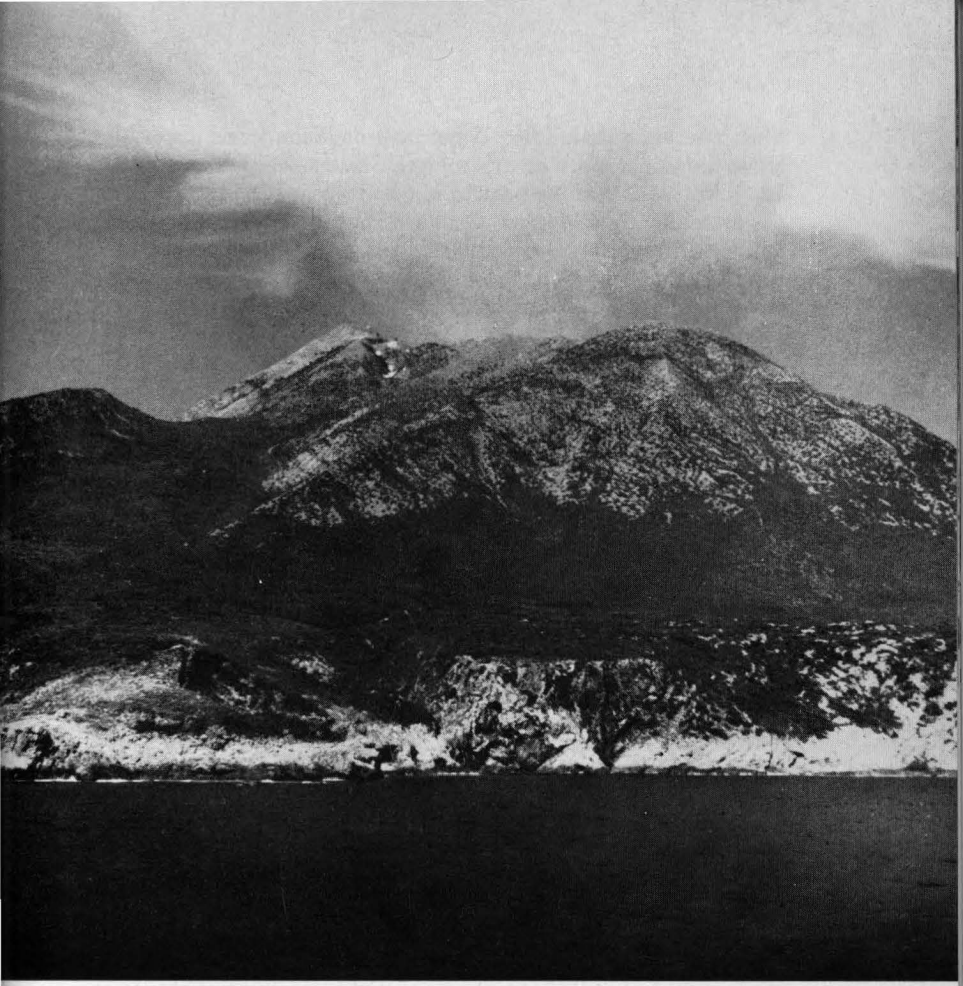
II

In der griechischen Mythologie sind Poseidon und Athos Gegenspieler. Jener gehört den Olympischen Göttern an, dieser, einer der sieben Söhne des Uranos und der Gäa, konnte nicht Gott noch Mensch sein. Er war ein Wesen zwischen Himmel und Erde, ein Gigant, der, zu den Dämonen gerechnet, im Kampf mit den Göttern stand. Er hatte seinen Sitz auf dem östlichen Finger der Chalkidike, der nach ihm seinen Namen erhielt. Athos hatte den Olympiern das Gold der Weisheit geraubt. Mit ihm narrte und höhnte er sie. Poseidon, erzürnt über diesen Frevel, nahm in seinem Zorn den Berggau Pallene, stülpte ihn über den Giganten Athos und begrub ihn mitsamt dem Gold der Götter. So liegt er, das Gold in seinen verkrampften Händen haltend, noch heute unter dem riesigen Marmorklotz, der seinen Namen trägt. Poseidon umspielt die Südspitze der Halbinsel und wacht, daß niemand das Gold raube. Es gibt Zeiten, in denen er mit seinem Dreizack das Meer in wilde Bewegung versetzt und weiße Schaumkronen an hartem Fels aufbranden. Die Schiffer wissen um die Gefahr und hüten sich, in den Zorn Poseidons zu geraten. Morgens aber, wenn der erste Sonnenstrahl den Gipfel des Athos trifft, leuchtet sein Gold in all seiner Reinheit auf.

III

In Griechenland ist man den Göttern näher als in jedem anderen Land Europas. Griechische Geschichte ist durchwoben von ihrem Handeln. Immer wieder erleben wir, daß der Mythos allen historischen Stätten und heiligen Bezirken besondere Bedeutung verleiht. Der Sonnenuntergang auf Kap Sounion, dem Heiligtum des mächtigen Poseidon, ist das Bild einer Götterdämmerung. Schmerzlich empfinden wir, wie mit der sinkenden Sonne das alte mythische Bewußtsein verdämmert. Die Götterwelt ist untergegangen.

Nur ein Ort in ganz Griechenland ist von dieser Stimmung unberührt geblieben. Das ist der Athos. Auf ihm hat es keine heiligen Bezirke gegeben. Hier hat nie ein griechischer Tempel gestanden, wurden keine Götter verehrt. Er war der Berg der widergöttlichen Kräfte. Sollte er dadurch eine Stätte sein, die



Gipfel des Athos von Südosten

der Zukunft vorbehalten ist? Nicht die Götterdämmerung, sondern der Sonnenaufgang eines beginnenden Morgens umglänzt diesen Berg. Unterhalb seines Gipfels steht ein kleines Kirchlein, das die Mönche „Metamorphosis" getauft haben. Damit haben sie dem Berg seine Bestimmung gegeben: „Die Verwandlung zum Licht, die Verklärung." Es ist der Ort, an dem nach ihrer Meinung Christus erscheinen wird, um sein neues Reich aufzurichten. Auf dem Athos erfolgt die Epiphanie des hl. Geistes, der in der Panhagia, die als heilige Ikone in jedem Kloster hohe Verehrung genießt, urbildlich dargestellt ist.

Einst Sitz der dämonischen Wesen, wurde dieses Land durch die Kraft des Gebetes der christgläubigen Siedler zum heiligen Berg. Im Jahre 1045 erhält er durch ein kaiserliches Dekret offiziell die Bezeichnung „Hagion Oros". Trotz dieses von höchster Stelle verliehenen Namens hat er bis auf den heutigen Tag seine Doppelbenennung nicht verloren: „Athos – Hagion Oros"; früher Sitz der widergöttlichen Kräfte – heute Ort der Erwartung.

IV

In dem Augenblick, in dem der Athosbesucher in Daphni, dem einzigen Hafen der Mönchsrepublik, das kleine Schiffchen verläßt und den Boden der Halbinsel betritt, öffnet sich vor ihm eine ungewohnte Welt. Das erste entscheidende Erlebnis ist die Besonderheit der Landschaft. Es ist Hochsommer. Die sengende Sonne hat das übrige Griechenland zum größten Teil ausgedörrt. Die spärlichen Wiesen liegen braun verbrannt in der flimmernden Glut. Nur der Oleander belebt mit seiner Blütenfülle die braune Eintönigkeit der Landschaft. Nicht so auf dem Athos. Man meint, in ein Paradies zu kommen. Es grünt und blüht. Lorbeerbäume, Oliven, Korkeichen, Stechpalmen und die Macchia sowie Würzkräuter und Weinstöcke verströmen einen unbeschreiblich aromatischen Duft. Die ganze Halbinsel ist wie eingehüllt in eine Duftwolke. Himmel, Luft, Wasser und Erde wirken mit großer Intensität auf die Seele und schlagen sie in ihren Bann. Am Horizont fließen Luft und Wasser ohne Übergang ineinander, so daß die Landschaft wie von einer riesigen Himmelskuppel überwölbt erscheint. An welcher Stelle man sich auch befindet, immer sind der Himmel, das Wasser sowie der alles beherrschende heilige Berg zu sehen. Hier können die ätherischen Kräfte zu einem realen Erlebnis werden.

Unvergeßlich sind die Abende. Es ist kühler geworden. Wir sitzen auf einem kleinen Balkon im Gästehaus. Über uns ist ein klarer Sternenhimmel. Hellstrahlend ist er, die Sterne sind greifbar nahe. Es entsteht in uns das Bild der goldenen Himmelsleiter, die aus dem geöffneten Himmel auf die Erde reicht und auf der die Engel auf- und niedersteigen. Klingt dann aus einer Klosterzelle das Abendgebet eines Mönches in die Nacht hinaus, dann verliert sich das Bewußtsein von der irdischen Wirklichkeit und ein höheres erfüllt die Seele.

Der Schlaf ist ein seltener Gast auf dem Athos. Nach dem Erlebnis dieses Abends liegt man noch lange wach auf seinem Lager und lauscht auf das Rauschen des Meeres und das Wehen des Windes. Man schaut auf zum sternbesäten, helleuchtenden

Himmel und empfindet, wie sich Seelenkräfte regen, die über das irdische Bewußtsein hinauswachsen wollen. Man wächst hinein in die andere, höhere Welt. Kommt dann der Morgen, so steht man frisch und erquickt vom harten Lager auf, als hätte man die ganze Nacht vortrefflich geschlafen.

V

Der Berg Athos muß schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten von Einsiedlern aufgesucht worden sein. Was mag sie bewogen haben, gerade diese Halbinsel zum Ort ihrer Kontemplation zu erwählen? Die Geschichte der jungen christlichen Kirche in dieser frühen Zeit ist gekennzeichnet von den Auseinandersetzungen ihrer Glieder. Sie begannen schon auf dem Apostelkonzil in Jerusalem und fanden ihren ersten großen Höhepunkt durch die Verkündigung des Schismas im Jahre 867.

Was die Menschen damals bewegte, war die Frage nach dem Wesen des heiligen Geistes. In dem Maße, wie sich die junge Kirche dessen Wirkungen entzog, das heißt, wie sie die kosmische Dimension Christi verlor, nahm der Streit um die Frage nach dem Verhältnis des Geistes zum Vater und Sohn zu. Diese Auseinandersetzungen sind im Grunde genommen schon ein Zeichen der Unsicherheit und zeigen den Beginn des sich anbahnenden Verlustes der spirituellen Seelenkräfte. Ist es von dieser Sicht aus nicht verständlich, daß ernstdenkende Männer in ihrer Glaubensnot einen Ort suchten, an dem sie durch Gebet und Meditation eine Antwort auf ihr Fragen erhofften? Es kommt noch hinzu, daß die Menschen der damaligen Zeit ein stark entwickeltes Gefühl für die Ausstrahlungen einer Landschaft hatten. Tempel und Altäre wurden dort errichtet, wo die Landschaft die inneren Voraussetzungen bot. Die starke Wirkung der ätherischen Kräfte, die heute noch auf der Halbinsel zu spüren ist und einer Kontemplation erst den rechten Boden bereiten, mögen die ersten Christen veranlaßt haben, dieses Gebiet zu erwählen. Mit Hilfe der ätherischen Kräfte hoffte man das entschwindende Bewußtsein von der göttlichen Welt wachzuhalten. Im Jahre 850 wurde der Athos durch ein kaiserliches Dekret den Einsiedlern vorbehalten. Sie bauten ihre Hütten und Wohnhöhlen bis hoch hinauf an den Athos-Gipfel. Dort hausten sie, abgeschlossen von der Welt, der Askese ergeben.

VI

Bald zog der heilige Berg immer mehr gläubige Christen an. Sie bildeten Gemeinschaften mit selbstgegebenen Lebens- und Gebetsregeln. Die Anregung dafür empfingen sie aus dem

Lebensbereich tibetanischer Mönche. Die christlichen Gemeinschaften führten ein mönchisches Leben, waren aber keine Mönchsorden im Sinne der westlichen Kirche. Im Jahre 961 oder 963, das Datum steht nicht genau fest, errichtete der Mönch Athanasius aus Trapezunt im Auftrag seines kaiserlichen Freundes Nikophorus Phokus das erste Großkloster auf dem Athos, die Mestige Lawra. Er selbst wurde beim Bau des Katholikons von den Gesteinsmassen der einstürzenden großen Kuppel erschlagen. Es war, als ob der unter dem Felsen liegende Gigant Athos sein Haupt noch einmal erhob, um die Eindringlinge zu vertreiben, und er bereitete dem frommen Mönch das gleiche Schicksal, das ihm selber widerfahren war. Die Eremiten nahmen dieses Ereignis zum Anlaß, offiziell beim Kaiser gegen den Bau der Klöster zu protestieren. Ihre Klage wurde abgewiesen, und in der Folge entstand eine Klosterburg nach der anderen.

Außer den Einsiedeleien und Skiten stehen heute 20 Klöster auf der Halbinsel. Sie alle haben im Laufe der 1000 Jahre ihres Bestehens eine wechselvolle Geschichte gehabt. Nach der Befreiung Griechenlands, an der die Mönche aktiv teilgenommen haben, ist der Athos eine autonome Republik innerhalb des griechischen Staates geworden. Der Staat ist auf dem Athos durch einen Gouverneur, durch Polizei und einige Zollstationen vertreten. Wird ein Mönch in einem Kloster aufgenommen, erhält er die griechische Staatsbürgerschaft. Geistliches Oberhaupt der Mönchsrepublik ist der Patriarch von Konstantinopel, der aber den heiligen Berg erstmalig anläßlich der Tausendjahrfeier im Jahre 1963 betreten hat.

Die Mönchsregierung besteht aus einem Parlament, das von den Klöstern gewählt wird und in dem jedes Kloster durch einen Vertreter Mitspracherecht besitzt. Das Parlament wählt den Protos, den Vorsteher, dem vier Epistaten zur Seite stehen. Ihre Amtszeit beträgt jeweils ein Jahr. Sie sind die oberste Aufsichtsbehörde und haben Exekutivgewalt. Die vier Epistaten führen das Amtssiegel, jeder hat ein Viertel des Siegels zu verwalten. Ein amtliches Dokument erhält seine Gültigkeit erst dann, wenn das Siegel vollständig ist, unter den Epistaten also Einstimmigkeit herrscht.

Auf jedem Diamitrion, dem Athospaß, steht dies Siegel der Epistaten. Mit dem vollständigen Siegel versehen, öffnet es dem Athosbesucher alle Klöster und Skiten und gibt ihm das Anrecht auf Gastfreundschaft. Nur die Einsiedler finden sich auch heute noch nicht zu einer Begegnung oder gar zu einem

Athos – Kloster Vatopedi, inneres Eingangstor, durch einen Zwinger geschützt

Gespräch bereit. Daher gehört es zu den seltensten, aber wohl auch den größten Erlebnissen, wenn sich dennoch ein Gespräch mit einem Eremiten ergibt.

VII

Alle Klöster sind kleine Wehrburgen. Auf einer hohen Mauer, die den gesamten Klosterbezirk umschließt, sind die Wohnräume der Mönche, oft noch über die Mauer hängend, gebaut. Diese Mauer ist das sichtbare Zeichen der Abgeschiedenheit der Klöster von der Welt. Wie die alten Mysterienstätten der Griechen einen heiligen Bezirk hatten, haben ihn auch die Klöster, doch mit einer neuen, aus der christlichen Lehre zu deutenden Sinngebung. Der heilige Bezirk nimmt die Mitte des Klosterhofes ein. Er ist von Westen nach Osten ausgerichtet und umfaßt: die Trapeza, die Fiali und das Katholikon.

Im Westen steht die Trapeza, der Speiseraum der Mönche. Als Grundriß hat er die Kreuzform. Die Fiala, der Weihbrunnen, steht genau auf der West-Ostachse zwischen Trapeza und Katholikon. Seine Grundform ist der Kreis. Das Katholikon, mit dem Allerheiligsten nach Osten ausgerichtet, ist ein Zentral-

kuppelbau mit einem quadratischen Grundriß, in dem die Kreuzform eingearbeitet oder angedeutet ist. Die Trapeza, in der auch in den idiorrhythmischen Klöstern an großen Feiertagen noch das gemeinsame Mahl eingenommen wird, ist dem Gottvater zugeordnet. Das Wasser des heiligen Brunnens, das in jedem Jahr am Epiphaniastag, dem Tag der Taufe Christi, neu geweiht wird, ist dem Sohn zugeordnet. Nach der Feier der Eucharistie am Sonntagmorgen trinken die Mönche von dem geweihten Wasser. Das Katholikon, das Gemeinsame, vereint alle Klosterinsassen zu Gebet und Feier der Eucharistie. Hier waltet die Kraft des heiligen Geistes. Der heilige Bezirk ist ein sichtbares Abbild der Trinität Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

VIII

Der Tageslauf in den Klöstern wird von der Sonne bestimmt. Er beginnt für die Mönche mit dem Sonnenaufgang. Harte Schläge auf einen Stahlbogen wecken alle aus dem kurzen Schlaf. Bald darauf hört man das Simandron, die „Stundentrommel", wie Erhart Kästner sie nennt. Das Simandron ist ein langes, schmales Hartholzbrett, auf dem mit einem Holzhammer die schwierigsten Rhythmen geschlagen werden. Dieses Instrument kunstvoll zu bedienen ist der Phantasie des bedienenden Mönches überlassen. Er geht um das Katholikon herum und zeigt mit dem Simandron den Beginn des Morgengebetes an. Vermutlich ist auch dieser Brauch von den tibetanischen Mönchen übernommen.

Jeder Athonit würde diese letzte Behauptung weit von sich weisen. Seine Deutung geht auf Noah zurück. Als Noah von Gott die Weisung erhielt, die Arche zu bauen, verlachte und verspottet man ihn. Noah ließ sich nicht beirren. Er hörte mehr auf das Wort des Herrn als auf die Meinung der Menschen. Als dann die große Flut kam, nahm Noah ein langes Holz und schlug darauf, daß es gewaltig klang. Alle, die es hörten, kamen herbei, stiegen in die Arche und wurden gerettet. Die Kirche ist die Arche für unsere Zeit. Darum ruft auch heute noch das Holz die Gläubigen zu Gebet und Lobpreis.

Diese Deutung gab mir ein Athonit, der schon 40 Jahre dort lebt und von sich sagen konnte, daß er alle Geschichten der Heiligen und alle Legenden kenne. Die Bibel dagegen kannte er nur wenig.

Der Gebetsgottesdienst zum Sonnenaufgang, der Heosphorinos, dauert mehrere Stunden. Desgleichen ruft beim Sonnenuntergang das Simandron zum Hesperinos, zum Abendgebet, wel-

Athos – Kloster Vatopedi, Blick vom oberen Wachtturm in den Hof, den man von links betritt. In der Bildmitte hinter dem Turm Trapeza und rechts davon der Kuppelbau des Katholikons

ches wieder einige Stunden dauert. Nach dem Sonnenuntergang schließen sich die schweren Klosterpforten, und wer zu dieser Zeit nicht im Kloster ist, muß die Nacht im Freien verbringen. Einen besonderen Rahmen hat die Feier der Eucharistie am Sonntagmorgen. Sie darf von dem Priester nur gehalten werden, wenn er das Epitrachilion, das Zeichen der Priesterwürde, angelegt hat. Die eucharistische Feier besteht aus der Katechumenenmesse, die mit der Evangelienlesung schließt, und der Liturgie. Tief beeindruckt ist man von der musikalischen Ausgestaltung der Liturgie. Als einziges „Instrument" dient die menschliche Stimme. Die Hymnen, Gebete und Psalmen, teils respondiert, teils von einer Stimme allein gesungen, klingen noch lange im Ohr nach. Es geht von ihnen eine magische Wirkung aus. Ihren Höhepunkt findet sie, wenn die heiligen Substanzen, Brot und Wein, durch die geöffnete kaiserliche Pforte in die Liturgaia, den Raum der Kommunion, getragen werden. Aus der großen Kuppel schaut das Bild des Pantokrator ernst und mahnend auf die Gemeinde, die nun genau unter ihm, auf einem dafür bezeichneten Platz, in Wein getauchtes Brot als heilige

Speise zu sich nimmt. Unmittelbar nach der Kommunion verläßt der Mönch das Katholikon. Vor der Fiala erhält er von einem anderen Mönch eine Handvoll gebackenen Reis, zu dem er von dem geweihten Wasser trinkt. Dann begibt er sich zum stillen Gebet in seine Zelle. Für die Meditation nach der eucharistischen Feier sind dem Mönch feststehende Regeln gegeben. Sie beziehen sich auf Körperhaltung, Atemführung und Gedankenkonzentration. So werden z. B. die Sätze des Glaubensbekenntnisses, die in der urchristlichen Esoterik als eine Mysterienformel behandelt und vor allen Nichtchristen geheimgehalten wurden, zum Inhalt der Meditation genommen.

IX

Das Katholikon ist der Ort, der alle Mönche, ganz gleich, ob sie in Skiten oder Klostergemeinschaften leben, zusammenführt. Seine Architektur ist analog der Messe in vier Stufen angelegt:

Die Vorhalle – der Exonarthex
Der Vorraum – der Esonarthex
Der Kirchenraum – die Liturgaia
Das Heilige – die Paraclesia.

Die Wände sind bis zur Decke mit Fresken ausgeschmückt, die inhaltlich der Bedeutung der Räume entsprechen. Der Exonarthex dient der Besinnung auf die heilige Messe. Mahnend schauen den Betrachter die Fresken von der Wiederkunft Christi an. Darstellungen des Jüngsten Gerichtes, das mit der Wiederkunft Christi zusammenhängt, mahnen vor dem Betreten der heiligen Räume, das eigene Leben zu bedenken.

Der Esonarthex dient der inneren Vorbereitung auf das heilige Mahl. Von den Wänden sehen Märtyrer, Heilige und Priester auf den Beter herab. Ferner sehen wir die Erzväter hinter der Pforte des Paradieses mit dem Gottesvolk im Schoß. Vor der Pforte erscheinen, von den Priestern angeführt, die Gläubigen. Sie dürfen durch die enge Pforte in das ewige Reich eingehen. Eng sind auch die Türen, die in den nächsten Raum, die Liturgaia, führen. Sie ist der Austeilung des heiligen Mahles vorbehalten. Hier wird mit den Heiligen und Engeln der große Lobpreis in Psalmen und Hymnen angestimmt. Die Liturgaia ist überwölbt von der großen Himmelskuppel, aus der, wie bereits erwähnt, der Pantokrator mit erhobener Rechten, in der linken Hand das Evangelium haltend, mahnend auf die feiernde Gemeinde blickt. An den Wänden befinden sich Darstellungen aus dem Leben und Wirken Christi.

Das Allerheiligste, die Paraclesia, ist von der Liturgaia durch die hohe Ikonostasis getrennt. Hinter ihr steht der Altar mit

„Teuflische" Szene. Fresko in einer Kapelle des Klosters Dionysiou

dem Kreuz und den heiligen Geräten. In der Apsis leuchtet auf Goldgrund die Panhagia, das Urbild des heiligen Geistes. Links neben der königlichen Pforte ist eine Ikone, die den segnenden Christus darstellt und rechts Maria-Sophia mit einer einladenden Gebärde. Beide Ikonen stehen wie zwei Hüter der Schwelle vor dem Allerheiligsten.

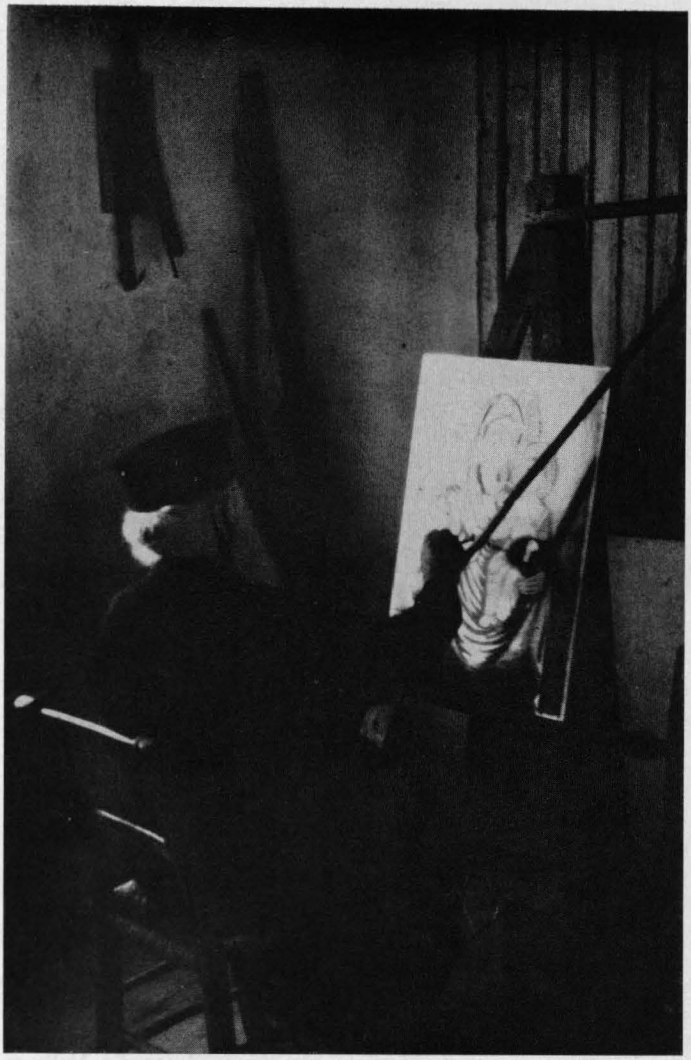
Das bildhafte, imaginative Denken der Athosmönche hat seinen sichtbaren Ausdruck in der Verehrung der Ikone und in der überreichen Freskenmalerei. Für den Betrachter sind die Bilder echte Wahrheiten. Wir sahen z. B., daß die Mönche dem Teufel auf den Fresken die Augen ausgekratzt hatten. An anderer Stelle hatten sie ihm drei Kreuze auf die Stirn gemalt. Das geschah nicht aus Bilderstürmerei noch aus Zerstörungswut. Die Athoniten möchten den Satan besiegen, ihn vernichten, blind machen oder aber ihn zum Guten führen.

Als die Schutzheilige des Athos wird die Panhagia verehrt. Sie fehlt in keiner Klosterkirche. Sie ist der Paraclet, der Beistand und hat dem Allerheiligsten den Namen gegeben. Diese Ikone genießt eine tiefe Verehrung. Sie ist das Heilige in jeder Kirche. Die Legende sagt: „Die erste Ikone ist nicht von Menschenhand gemalt, sie ist direkt aus den himmlischen Welten zur Erde gekommen. Die Kirche hat dadurch das Christusbild von Christus persönlich empfangen." Darum werden die Ikonen auch von keinem Maler signiert. „Es malt in ihm", nicht „er malt." Aus dieser Legende dürfen wir entnehmen, daß die ersten Ikonen aus einer inneren Schau entstanden sind. Alle Iko-

nen haben etwas Schwereloses. Man kann die Empfindung haben, als ob sie aus dem All mit großer Lichtesfülle gewoben sind. Sie sind durchzogen von der Sehnsucht nach dem schwerelosen Licht. Dieses strahlt uns insbesondere aus ihrem Goldgrund entgegen. Die Behandlung des Goldes war eines der großen Geheimnisse der alten Malerei. Gold ist das Sinnbild des Lichtes und der Weisheit. Es ist dem menschlichen Herzen verwandt. Darum kann der Gläubige der Ikone sein ganzes Herz zuwenden.

X

In der Mönchsrepublik befindet man sich in einer Welt, die nicht mehr mit westlichen Maßstäben zu messen ist. Sogar innerhalb der orthodoxen Kirche nimmt der Athos eine Sonderstellung ein. Der Athosmönch hat ein auf Tradition gegründetes und nicht zu erschütterndes Menschen- und Lebensbild. Ein theologisches Gespräch, das sich von den Vorstellungen der Athoniten entfernt, ist nicht möglich. Nach seiner Meinung kommt alles von Gott und ist vollkommen. Dem Menschen ist es in die Hand gegeben, damit Gutes oder Böses zu wirken. Er hat das Böse in die Welt gebracht. Alle leiblichen Bedürfnisse, Essen und Trinken inbegriffen, sind als Folge des Sündenfalles zu betrachten. Sie müssen auf das geringste Maß reduziert werden. Darum hat der Athosmönch der Welt entsagt. Die Welt ist vergänglich und nichtig. Wer sich ihr verschreibt, geht mit ihr zugrunde. Alle Arbeit an der vergänglichen Welt ist sinnlos, darum wird sie auf das Notwendigste beschränkt. So wird keine aufbauende Arbeit geleistet. Die Athosmönche fühlen sich nicht für ihre Mitmenschen verantwortlich, sie haben keine Aufgaben und keine Verpflichtungen ihren Mitmenschen gegenüber. Sie haben weder einen seelsorgerlichen noch einen kulturellen Auftrag. Darin muß man den großen Widerspruch zum Christentum westlicher Prägung sehen. Der Athosmönch lebt und denkt in Bildern. Sein imaginatives Denken ist auf einer kindlichen Stufe stehengeblieben, rückwärtsgewandt und darum nicht schöpferisch. Es ist ihm nicht gegeben, seine Imaginationen erkenntnismäßig zu durchdringen und zu erfassen. Wenn auch den Imaginationen noch eine gewisse Spiritualität innewohnt, so muß man sie als Restbestand einer vergangenen Zeit ansehen. Dieser Spiritualität fehlt die geistige Mündigkeit, die man heute erwarten muß, und das ist der Grund, daß der Athos nie eine Pflegestätte der Theologie oder gar der Wissenschaft wurde. Die Athoniten wehren sich bis auf den heutigen Tag gegen theologische Seminare, Schulen oder gar kirchliche

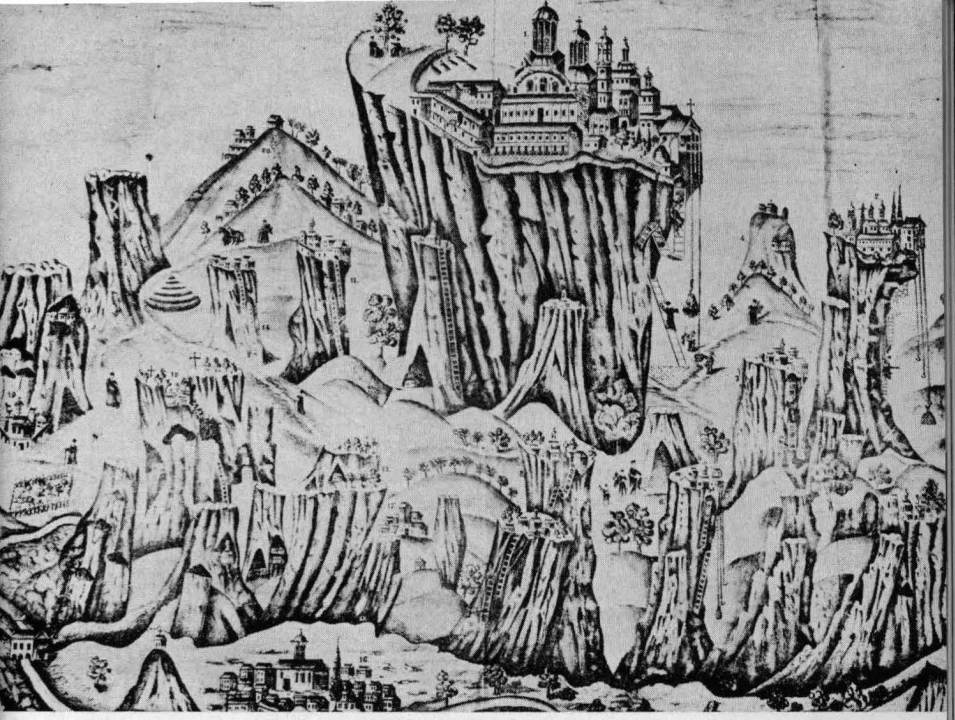


Mönch im Barnabas-Kloster auf Cypern (bei Famagusta) beim Malen einer Ikone

Tagungen. Träger der Tausendjahrfeiern im Jahre 1963 waren die Kirchenführer der orthodoxen Kirchen, aber nicht der Athosmönch. Für ihn war das Ganze ein Einbruch der Welt in seine Abgeschiedenheit, dem er mit großer Besorgnis entgegensah: steht doch über dem Athos die Prophezeiung, daß er untergehen muß, wenn die Welt Macht über ihn gewinnt.
Kann der Athos ein Quellort neuen geistigen Lebens werden? Er ist das einzige Land, auf dem nicht geboren wird. Hier wird nur gestorben. Der Nachwuchs ist spärlich, es fehlt vor allem die Jugend. Ein produktives Denken wird weder geübt noch gepflegt. Die Kirche des Athos zehrt von der Vergangenheit. Eine zukunftragende Kirche müßte von den spirituellen Quellen des Urchristentums ausgehen, um dann mit geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen in ganz neue Daseinsbereiche vorzustoßen. Ihre Aufgabe wäre es, zu einer Bewußtseinserweiterung zu führen, ohne die Seelenkräfte zu schwächen. Sie muß die kosmischen Dimensionen des Christentums, wie sie auf dem Athos aus Tradition noch gepflegt werden, neu erkennen und beleben. Sie müßte mitten in der Welt stehen, auch wenn sie dem Untergang geweiht ist, denn diese Kirche ist der Keim der zukünftigen Welt.

Zur Person des Verfassers des Beitrages *„Die Meteoraklöster in Thessalien“:*
Helmuth Kratzert wurde 1948 in Heidelberg geboren und besuchte dort das Gymnasium (Kurfürst-Friedr.-Gymnasium). Für die Schulsommerferien 1965 (Unterprima) erhielt er von der „Conference of Internationally – Mindell Schools“ (CIS) und der „Fondation Nationale des Bourses Zellidja“ ein Studienreise-Stipendium mit den Bedingungen, allein und mit sehr eingeschränkten Geldmitteln eine Reise ins Ausland durchzuführen, um über ein beliebiges Gebiet einen Studienbericht zu schreiben. Dafür wählte er die Meteora. Den Bericht über die Meteoraklöster schrieb er also im Alter von 17 Jahren und wurde dafür mit einem ersten Preis ausgezeichnet. Er erhielt von denselben Stiftungsorganisationen ein weiteres derartiges Stipendium, weshalb er das ganze Wintersemester 1966/67 für eine Griechenlandreise verwenden konnte, um wieder kurz die Meteora und dann vor allem den Heiligen Berg Athos und kretische Klöster zu besuchen. – Seit Sommer 1967 studiert er an der Universität Freiburg Medizin.

Bild rechts oben: Mittelalterliche Darstellung der Meteoraklöster. (In der Mitte oben Meteorou, rechts Barlaam.)



HELMUTH KRATZERT

DIE METEORAKLÖSTER IN THESSALIEN

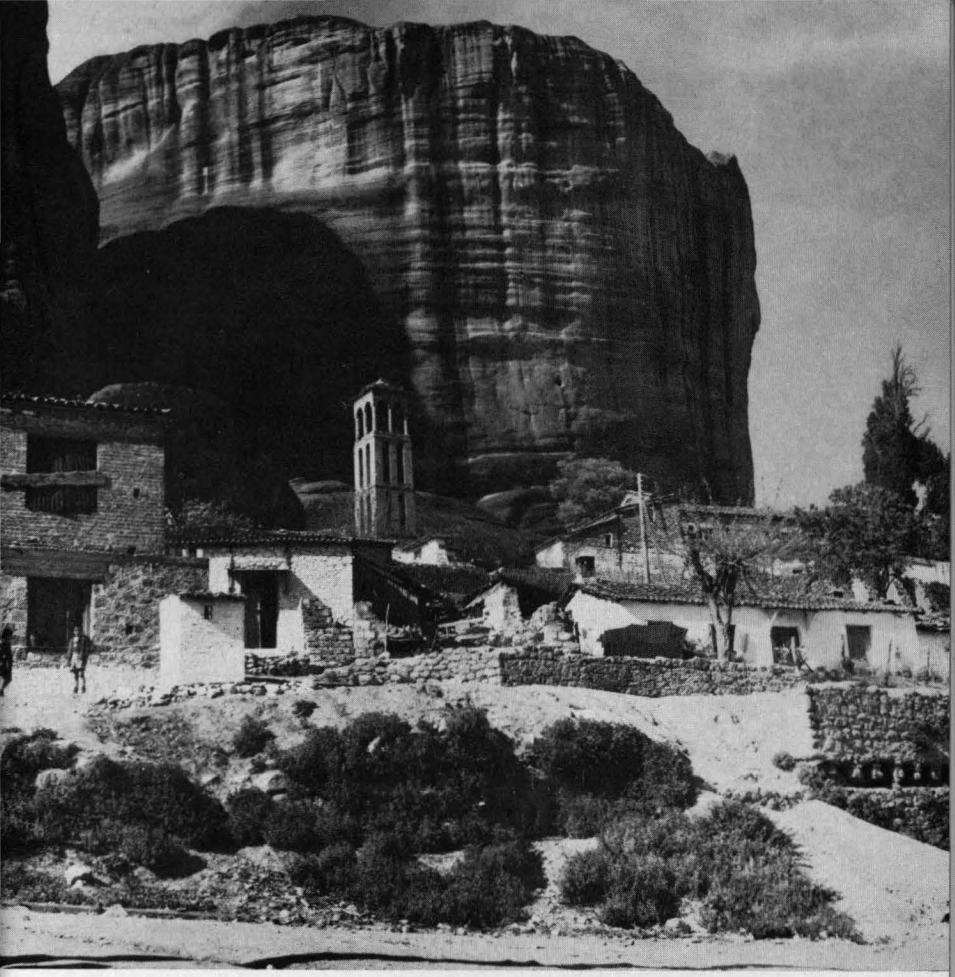
Bei dem thessalischen Städtchen Kalambaka, in der Mitte des griechischen Festlands, kurz nachdem der Peneios das Gebirge in östliche Richtung zur thessalischen Ebene hinaus verläßt, thronen Klöster auf den senkrecht emporragenden Blöcken, Türmen und Nadeln der Meteorafelsen. In der Tertiärzeit mündete hier ein Strom in das Meer, das damals die thessalische Ebene bis hierher überflutete: ein Schuttkegel entstand, und aus den ihn aufbauenden, unfertigen Schottermassen schufen die erodierenden exogenen Kräfte des Wassers, Eises und Windes im Laufe der Jahrhunderttausende das jetzt in dieser Form erhaltene Felskonglomerat. Es hat eine Ausdehnung von ungefähr drei Kilometer in der Breite und 300 Meter Höhe über dem Tal. Von ferne her gesehen glaubt man, eine einzige gewaltige Felswand vor sich zu haben, und erst beim Näherkommen er-

kennt man, daß sie in einzelne Stücke, eben die freistehenden Meteorafelsen, aufgespalten ist, zwischen denen Schluchten bis beinahe auf die Talsohle hinunterreichen. Die Felswände hängen gelegentlich sogar weit über, lassen deutliche Schichten und Rillen erkennen und sind häufig von tiefen Löchern und Höhlen zerfressen.

Das Städtchen Kalambaka, mit einigen tausend Einwohnern, liegt im Südosten unter den Meteorafelsen, und seine sauberen Häuser sind bis an die Felswände hin gestreut. Etwa an derselben Stelle befand sich im Altertum die thessalische Stadt Aiginion. Seit dem Mittelalter trägt Kalambaka auch den Namen Stagi bzw. Stagus, entstanden aus „stus Hagius", was „zu den Heiligen", den Mönchen, bedeutet. Zwei Kilometer weiter, unmittelbar an der Fahrstraße zu den Klöstern, streckt sich von Westen her in die Felsgruppe hinein bis zu deren Füßen Kastraki, ein kleines, wohnliches Dorf. Während die Einwohner von Kalambaka sehr geschäftstüchtige Hoteliers und Händler sind, treffen wir in der Bevölkerung dieses Dörfchens einfache Bauern an. Nichtsdestoweniger legen gerade sie besonderen Wert auf die Sauberkeit ihrer Häuser und Straßen.

Im frühen 14. Jahrhundert oder wenig davor wurden von diesen Meteoren (meteoros: in die Höhe gehoben, zwischen Himmel und Erde schwebend) zum ersten Mal Einsiedler angezogen, die sich zunächst in Höhlen an den Seiten der Felsen niederließen, um ungestört und von der Welt abgeschieden ein heiliges Leben zu führen. Vorbilder waren ihnen die frühen Anachoreten und auch die Säulenheiligen (Styliten), deren Andenken auf den Meteoraklöstern noch bis heute bewahrt wird. Hauptsächlich werden Symeon und Daniel Stylites verehrt, die in jeder Meteorakirche auf Fresken zu finden sind: asketische Gestalten, im Kapitell einer Säule stehend. Daneben war ein sehr bedeutender Beweggrund für die Besiedelung der Meteora das Entbrennen des Hesychastenstreits im 14. Jahrhundert auf dem Berg Athos und unter den byzantinischen Kaisern, denn diese Felsen waren für Hesychasten geradezu geschaffen zur ungestörten Ausübung ihrer Kontemplation. Es liegt außerdem nahe, daß Eremiten die schwer zugänglichen Felsen bei Kalambaka und Kastraki als Zufluchtstätten wählten, um von dem weltlichen Händel zur Zeit der bulgarischen, serbischen und türkischen Eroberungen Thessaliens ungestört und vor Raubzügen sicher zu sein.

Bald fanden sich die ersten Meteoraeinsiedler, nachweislich seit dem 14. Jahrhundert, in einer Lavra zusammen, in der sie an



Das Dorf Kastraki

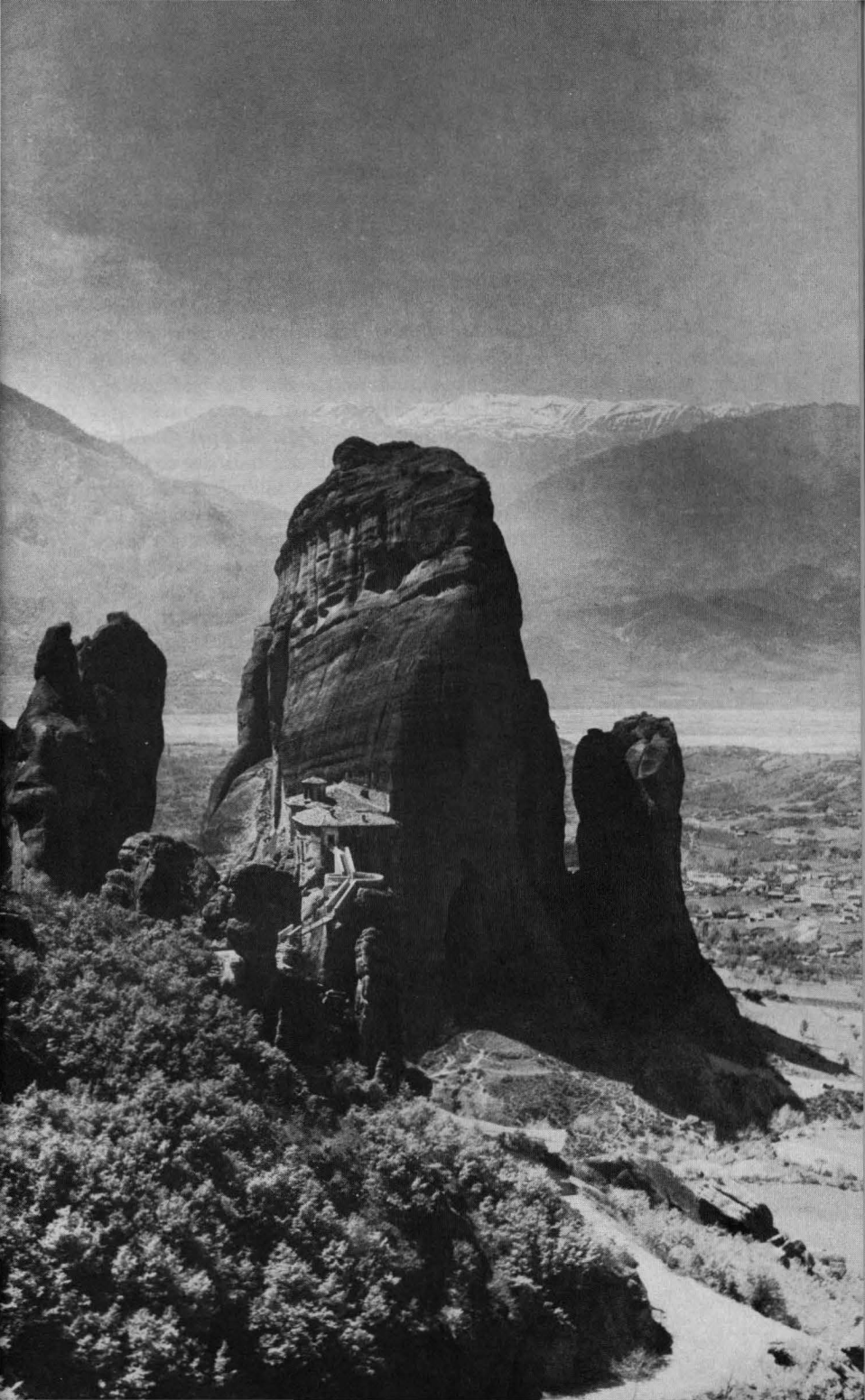
jedem Wochenende gemeinsam ihren Gottesdienst und ein Mahl abhielten, und noch im selben Jahrhundert darüber hinaus in einer Skete, der ersten größeren Mönchssiedlung der Meteora, die eine ungeheure Anziehungskraft auf viele weitere Mönche ausstrahlte. Diese Skete bildete sich um den Stylosfelsen von Dupiani, ein abgerundet kegelförmiges Felsgebilde links hinter dem Ortsende von Kastraki, vollkommen zerfressen von Höhlen und Löchern, die heute zum Teil von Bauern als Heuscheuern benutzt werden. Die Skete wurde von einem Protos

geleitet, und ihren Mittelpunkt bildete die noch jetzt erhaltene Theotokos-Kapelle, eine kleine, einschiffige Basilika südlich vom Felsen, in der sich die Mönche der verschiedenen Kellia und Lavrai der Umgebung einmal wöchentlich zum gemeinsamen Gottesdienst versammelten. Im Lauf der folgenden Jahrhunderte entstanden im ganzen Meteoragebiet viele neue Mönchssiedlungen und Klöster, deren Überreste hier und dort auf einem Felsgipfel kleben, größtenteils unerreichbar. Nur fünf der über 24 Klöster und Eremiteien, die die Überlieferung nennt, werden heute noch bewohnt: die Männerklöster Meteoron, Barlaam und Hagia Triada und die Nonnenklöster Stephanos und Russanu. Die beiden kleinen Klöster Nikolaos Anapausas und Hypapante sind zwar unbewohnt, aber zum Teil noch erhalten.

Die meisten Meteorakirchen wurden im 16. Jahrhundert mit Fresken im Kretischen Stil bemalt. Diese sind von solcher Farbenpracht, daß die mitunter nur kleinen Räume beinahe überladen wirken. Der Kretische Stil entwickelte sich nach 1453 vor allem auf dem Berg Athos und breitete sich von dort aus: er ließ die nachbyzantinische Kunst nochmals besonders glanzvoll hervortreten als Weiterentwicklung der verblühten Kunstform der vorausgegangenen paläologischen Renaissance, die in der Paläologenzeit zwischen 1261 und 1453 schon ihrerseits die Strenge der alten byzantinischen Kunst gesprengt hatte. Das auffälligste Merkmal des Kretischen Stils ist die mehrere Finger breite rote Umrandung aller Fresken als deutliche Abgrenzung voneinander. Die Gesichtszüge der Gestalten sind noch weniger streng und lebendiger und die Körper bewegungsvoller als in der paläologischen Renaissance; Darstellungen von Szenen aus dem Leben Jesu oder der Heiligen zeigen jetzt im Hintergrund nahezu plastisch wirkende Landschaften. Ausführliche Regeln darüber wurden in der Hermeneia, dem berühmten athonitischen Malerbuch, festgelegt, allerdings erst zwei Jahrhunderte später. Nebenbei ist nicht uninteressant, aus Fehlern der Freskeninschriften zu ersehen, wie wenig die damaligen Künstler der klassischen Orthographie kundig gewesen sein mögen, wenn ihnen ständig Verwechslungen der im Neugriechischen gleich klingenden fünf i- und zwei o-Laute unterlaufen sind.

Ebenso lehnt sich der Baustil dieser Klosterkirchen stark an den spätbyzantinischen athonitischen Kirchenbaustil an: in der Re-

Stylosfels von Dupiani, davor, durch eine Schlucht getrennt, Kloster Russanu ▶



gel halten die Meteorakirchen die übliche Dreiteilung ein in Narthex (Vorschiff), Naos (Hauptschiff) mit Kuppel und Hieron Bema (Altarraum, Allerheiligstes), grundsätzlich in Richtung von West nach Ost. Typisch athonitisch ist in dieser Epoche der besonders große Narthex, gelegentlich mit Kuppel wie der Naos, und der Anbau von Nord- und Südapsis an den Naos zu der schon früher vorhandenen Ostapsis im Bema, so daß im Kirchengrundriß eine Kreuzesform entsteht. Die Kuppeln werden üblicherweise von vier Säulen mit quadratischem Grundriß, seltener von Rundsäulen oder nur von vier Pfeilern aus den Mauern des Kirchenraums getragen. Die vier Säulen, die in der Kirche einen dreischiffigen Charakter andeuten, sind Sinnbilder für die vier Evangelisten, die die Kuppel als Sinnbild für die Kirche stützen; darum ist überall auf der dreieckigen Fläche über einer Säule, zwischen den säulenverbindenden Gewölbebogen und dem unteren Rand der Kuppel einer der Evangelisten dargestellt. Oben von jeder Kuppel blickt Christos Pantokrator in den Kirchenraum, umgeben von Engeln und Heiligen, die in einem Ring über dem Fensterkranz stehen. Die kleinen Kuppelfenster sind mit runden Glasscheiben besetzt. Eine reichlich verzierte und mit Ikonen ausgestattete Ikonostase trennt Naos und Bema voneinander; in den meisten Meteorakirchen ist sie an den beiden hinteren Säulen der Naos befestigt. Man bezeichnet sie auch als „Templon", und ihre mittlere Tür als die „Horaia Pyle", die „Schöne Tür".
Einer der bedeutendsten Meteoramaler und „kretischen" Künstler überhaupt war der Mönch Theophanes von Kreta, Landsmann des El Greco. Er begann 1527 auf den Meteoren zu wirken, und zwar in der Kirche des Nikolaosklosters. 1535 bemalte er das Katholikon des Klosters Lavra auf dem Berg Athos. Die Fresken der Allerheiligenkirche im Barlaamkloster stammen von Phrangos Kastellanos, der ebenfalls in der Lavra, die Fresken des Refektoriums und der Nikolaoskapelle, malte.

Das Kloster Meteoron

Auf dem nordöstlichen Teil der ausgedehnten Oberfläche des größten Meteorafelsen stehen die Gebäude des Hauptklosters Meteoron, nicht wie auf kleineren Felsen dicht gedrängt nebeneinander, sondern großzügig angeordnet und aufgelockert im teilweise angepflanzten Klostergarten, ein wenig unterhalb und im Schutz des Felsgipfels, auf dem sich oben noch eine kleine, romantische Wildnis ausdehnt, die zu Spaziergängen einlädt und einen umfassenden Blick auf die Gebirge der Um-

gebung und das breite, weiße Kieselsteinbett des dürstenden Peneios bietet. An den meisten Stellen ist die Felswildnis von dürrem Gras und trockenen Kräutern überzogen, auch von größeren Pflanzen, die, verlebt wie Agaven, ihre ausgebrannten Blütendolden dem Himmel entgegenstrecken. Hier findet an jedem 6. August, dem Fest der Verklärung, eine große Prozession statt.

Die Gründung des Klosters Meteoron

Die Gründung des Klosters Meteoron geht auf den Heiligen Athanasios Meteorites zurück, der seine erste Behausung auf dem Meteoron-Felsen in einem Kellion errichtete, dessen Gemäuer wir noch heute neben dem Sockel des Aufzugturms am Kloster Meteoron sehen können. Darunter hängt das Reststück einer Leiter, die früher bis in die Tiefe reichte und zum Aufstieg in das Kellion diente. Wenig später errichtete Athanasios in der Felswand eine Kapelle zu Ehren der Theotokos, links vom jetzigen oberen Klostereingang. Bald erweiterte sich das Kellion zu einem Kloster (Monasterion), dem Athanasios selbst den Namen „Meteoron" gab. Es wurde oben auf dem Felsen erbaut, zugleich auch schon ein Teil der jetzigen Hauptkirche (Katholikon), die man der Metamorphosis (Verklärung) Jesu weihte. Für seine untertanen Brüder stellte Athanasios in einem Typikon Regeln auf, die von ihnen Gehorsam, Besitzlosigkeit und Keuschheit verlangten und allen Frauen das Betreten eines größeren Bezirks in der Umgebung des Klosterfelsens selbst in der Not untersagten. Einen der Nachfolger des Athanasios, den Heiligen Joasaph, einen Paläologenprinzen, nennt man den zweiten Klostergründer, da er das von Athanasios gegründete Allerheiligste der Metamorphosiskirche 1387/1388 vollendete und weitere Gebäude errichtete. Naos und Narthex des Katholikon stammen allerdings aus dem 16. Jahrhundert.

Zum Kloster führt ein Pfad vom gegenüberliegenden Parkplatz, zuerst steil in die Tiefe bis weit unter das Gemäuer des Aufzugturms, der bis 1922 dazu diente, die Menschen im Netz an einem Seil zum Kloster hochzubefördern, und der zusammen mit einer 100sprossigen Leiter die einzige Zugangsmöglichkeit bildete. Damals erst wurde der heutige Aufstieg in die Felswand gehauen und betoniert. Nach einer kurzen Treppe betritt man durch die untere Eingangstür einen 15 Meter langen Höhlengang, den man gebückt durchschreitet, bevor man auf dem gut gesicherten Felspfad mit mehreren Treppen von insgesamt etwa 150 Stufen, vorbei am alten

Kellion des Athanasios, zum oberen Klostertor gelangt, und von hier schließlich in den überdachten Teil des Klosterhofs, um von freundlichen Mönchen mit Lukumia oder anderen Süßigkeiten und selbstverständlich mit frischem Zisternenwasser empfangen zu werden. Diese holzüberdachte Empfangshalle grenzt nach Westen hin an die alten, nun verlassenen Klosterzellen nach Süden in den Exonarthex, den offenen Vorraum des Katholikon. Außer dieser Metamorphosiskirche besitzt das Kloster weitere drei Kirchen: die Kapelle des Konstantinos und der Helene, die kleine Kapelle des Prodromos, Johannes des Täufers, und die unbetretbare Kapelle des Heiligen Athanasios Meteorites, die dieser erbaut hat.

Die Metamorphosiskirche, die größte aller Meteorakirchen, ist etwa 30 Meter lang und erreicht mit der Kuppel ihres Naos eine Höhe von 24 Metern. Entlang ihrer Nordseite erstreckt sich ein Exonarthex, aus Ziegelstein in schönen Mustern gemauert und nach Norden hin von Rundbogen durchbrochen. An einer Stelle der Südwand sind noch Fresken der Deesis und des Abraham im Paradies erhalten. Weiter rechts betritt man, nach Süden hin, den Narthex. Seine Gewölbe, über denen früher die Schatzkammer des Klosters lag, werden von vier Rundsäulen getragen und sind ausschließlich mit Märtyrerdarstellungen bemalt wie teilweise auch die Wände. In einer Nische der Südmauer sind außerdem die beiden Klostergründer Athanasios und Joasaph, die gemeinsam ein Modell ihrer Kirche tragen, abgebildet, und auf der Ostwand, deren drei Türen in den Naos führen, unter anderem Johannes der Täufer, der Erzengel Michael, die Verkündigung, Maria mit dem Jesuskind, die Taufe Jesu und das erste und siebte ökumenische Konzil. Besonders feine Einlegearbeiten sind die Flügel der mittleren Tür, durch die man das geräumige, freskengeschmückte Hauptschiff betritt, von dessen hoher Kuppel das Antlitz des Pantokrator herabschaut. Wie gewöhnlich finden wir in den Dreiecken über den Säulen die vier Evangelisten, ringsum an den Wänden Heiligenfresken und in den Apsiden unter anderem die Auferstehung Jesu (Nordapsis), der auf byzantinischen Fresken üblicherweise Adam und Eva mit sich aus den Gräbern zieht, und die Metamorphosis, die in fast jeder Südapsis oben zu sehen ist. Größtenteils stammen diese Fresken aus dem Jahr 1552. Mit kunstvollem Perlmuttermosaik ist der Bischofsstuhl an der rechten vorderen Säule geschmückt. Die Ikonostase von 1791, sorgfältig aus Holz geschnitzt und vergoldet, die prunkvollste aller auf den Meteora, steht unüblicherweise in dieser Kirche nicht

vor den beiden östlichen Säulen des Naos, sondern ist an zwei weiter hinten stehenden Säulen befestigt, die im Hieron Bema stehen. Diese beiden Säulen tragen zusammen mit zwei weiteren eine kleine Kuppel, die im 14. und 15. Jahrhundert den Mittelpunkt des Naos bildete, heute aber das Hieron Bema krönt. Denn die Kirche, die Athanasios 1382 als Katholikon gründete und Joasaph 1388 vollendete, bestand lediglich aus dem heutigen Bema: der Teil zwischen der jetzigen Ikonostase und den östlichen Säulen des Bema bildete damals den Naos; dahinter erst begann das Hieron Bema des damaligen Katholikon.

An die Südmauer des Bema ist die Kapelle des Prodromos, Johannes des Täufers, angebaut. Sie besitzt keine Säulen aber doch eine kleine Kuppel, getragen von den Außenmauern. Die Kuppelbemalung ist noch einigermaßen erhalten.

Heute von größerer Bedeutung als die Prodromoskapelle ist die Kapelle des Konstantinos und der Helene. Sie liegt südwestlich und etwas oberhalb des Katholikon, besteht ebenfalls nur aus einem Raum, der von einem Templon in Naos und Bema unterteilt wird, und hat auch keine Säulen, jedoch eine relativ sehr hohe, achteckige Kuppel mit acht Fenstern. Weder die Kuppel noch die Wände sind mit Fresken geschmückt, sondern einfach weiß gekalkt. Selbst der Pantokrator fehlt.

Als vierte Meteoronkirche ist die Kapelle des Heiligen Athanasios Meteorites zu nennen, die dieser selbst lange vor seinem Tod 1383 zu Ehren der Theotokos erstellt hat. Sie liegt am Nordhang des Felsen, etwas unterhalb vom oberen Klostereingang und über dem ersten Kellion ihres Gründers, dem man sie jetzt geweiht hat, ist nur ungefähr sechs Meter lang und 2,5 Meter breit, aber trotzdem in die drei Teile Narthex, Naos und Bema von West nach Ost unterteilt.

Nahe bei der Athanasioskapelle springt über den Fels die Plattform des Aufzugturms vor. Das Jahr seiner Errichtung ist nicht bekannt, war aber wohl, bevor im 16. Jahrhundert das Katholikon vergrößert wurde. Die hölzerne Plattform ist überdacht. Zwischen Boden und Decke steht senkrecht ein dicker Balken, der als Achse der alten Winde diente: durch ihn steckte man früher zwei Querbalken über Kreuz, so daß man an diesen vier Hebeln die Winde drehen konnte, um Personen und Waren auf- und abzubefördern, bevor für Fußgänger der Treppenaufgang angelegt und ein Dieselmotor als Zugkraft für das Lastenseil eingesetzt wurde.

Etwas weiter südöstlich und höher auf dem Felsen erstreckt sich von West nach Ost die alte Trapeza, das Refektorium. Dieser

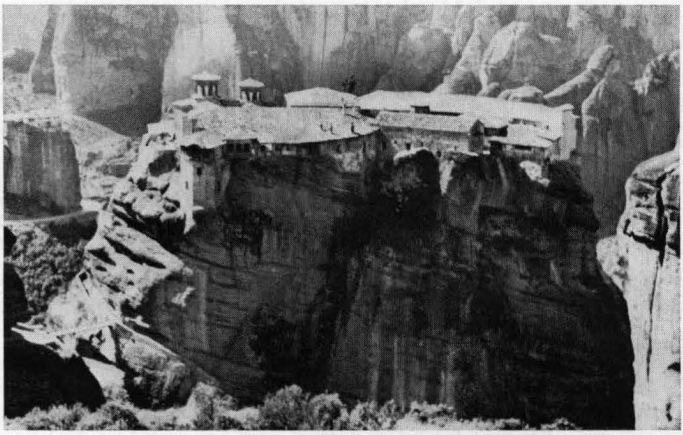
zweischiffige Bau ist in der Mitte von fünf runden Steinsäulen mit gedrehten Kannelüren unterteilt und schließt am Ostende in einer kleinen Apsis mit einem Fresko der Maria, umgeben von den Erzengeln Michael und Gabriel. Vor der Apsis steht ein runder Tisch, aus einem Stein gehauen, an dem früher der Abt speiste, während die vielen Mönche an den beiden langen Holztischen saßen, die nun an der Wand lehnen; dafür stehen Glastruhen und -schränke in dem weiten Raum, in welchen die Kleinodien des Klosters aufbewahrt und für Besucher ausgestellt werden.

Unmittelbar nördlich schließt sich an die Trapeza das Mageireion, die alte Klosterküche an, deren gewölbte Decke sich in der Mitte in einer kleinen Kuppel, dem Rauchabzug über der Feuerstelle, öffnet. Dort hängt noch immer der imposante Kessel an seinem Flaschenzug.

Der Xenonas, das zweistöckige Gästehaus mit zehn Zimmern, liegt ein wenig abseits von den übrigen Klostergebäuden am östlichen Rand des Meteoronfelsen. Es wurde 1930 mit Unterstützung des griechischen Staats zur Belebung des Fremdenverkehrs errichtet, steht aber seit einigen Jahren nicht mehr dem Tourismus zur Verfügung, weil der Gästebetrieb zu viel Unruhe in die Felseinsamkeit gebracht hatte. Die drei jungen Mönche, die Meteoron zur Zeit bewohnen, nehmen nur noch Gäste mit Empfehlung des Bischofs auf, sind sie doch im Sommer schon den ganzen Tag über mit dem Besucheransturm zur Genüge beschäftigt und haben nur im Winter rechte Muße für ihre geistlichen und wissenschaftlichen Aufgaben. Darum bekam ich, als ich auf Meteoron zum zweiten Male im Winter wohnte, noch viel mehr als beim Sommerbesuch von der wohltuenden Klosterstille und der Freundlichkeit der Brüder zu spüren.

Das Barlaam-Kloster

Um die Gründungszeit des Meteoronklosters ließ sich auf einem der Nachbarfelsen der Heilige Barlaam nieder und baute die dortige Kirche der Drei Hierarchen. Nach seinem Tod verfiel diese Eremitei jedoch weitgehend, und erst im 16. Jahrhundert legten die beiden Mönche Nektarios und Theophanes den Grund zu dem jetzigen, nach ihm benannten Barlaam-Kloster. Sie renovierten die Drei-Hierarchen-Kirche, errichteten später noch weitere Gebäude auf dem Felsen und begannen schließlich 1542 mit dem Bau des Katholikon, der Allerheiligenkirche, nach der das Barlaamkloster auch Allerheiligenkloster (ton Hagion Panton) heißt. 1544 wurde der Naos vollendet und vier Jahre später der Narthex.



Barlaam-Kloster, vom Kloster Meteoron her gesehen

Zwar ist der Fels, auf dem das Barlaam-Kloster wie ein Vogelnest sitzt, etwas niedriger und weniger gigantisch als das Felsmassiv von Meteoron, aber seine Form ist noch seltsamer, weil sein Gipfel beinahe auf allen Seiten überhängt. Die Klostergebäude stehen eng beisammen und sind bis nahe an den Abgrund gebaut; für einen Garten blieben nur kleine Flecken frei. Der Hinaufweg führt um einen kleineren Felsen herum, über einen schluchtüberspannenden Steg und dann auf fast 200 Steinstufen in mehreren Serpentinen hoch zum Eingangstor. Noch ein paar Stufen hinter dem Eingang rechts hinauf, und man befindet sich in der Empfangshalle des Xenonas. Hier hängen Glocke, Talanton und Semantron, deren Klänge und Klopfzeichen die Brüder zu Gebet und Gottesdienst rufen. Morgens um halb fünf kann man auf Barlaam das rhythmisch-klingende Schlagen des Talanton und Semantron sowohl vom westlich gelegenen Meteoronkloster als auch vom weiter östlichen Stephanoskloster hören, und in die fernen Signale mischen sich die Klopfzeichen vom eigenen Kloster – ein imposantes Hörspiel! Im Osten schließt sich an die Vorhalle das Katholikon an. Dieses Katholikon ist die typischste spätbyzantinisch-athonitische Kirche der Meteora. Ihre Regelmäßigkeit ist vorbildlich: der Eingang in den Narthex liegt in der Mitte der Westseite, dann folgt der ungefähr gleich große Naos mit links und rechts einer Apsis, und dahinter das Bema. Sowohl Naos als auch Narthex tragen in ihrer Mitte eine sechseckige Kuppel, die je-

weils von vier Säulen gestützt wird, wobei die des Naos ein bißchen höher ist. Vor der Kirche fehlt jedoch der sonst übliche Exonarthex in Form einer Säulenvorhalle, da er schon vor längerer Zeit abgebrannt ist. An dessen Stelle hat man 1930 unmittelbar vor die Kirche den Xenonas angebaut, der im Erdgeschoß ähnlich wie ein Exonarthex, aber zugleich als Empfangshalle für Reisende dienend, teilweise geöffnet und auf Säulen gestützt ist. Wenn man das Katholikon von dieser Halle aus nach Osten zu betreten will, kann man nicht umhin, zuerst die schöne Eingangstür, eine kunstvolle Schnitzarbeit, und das Fresko der Deesis im Rundbogen darüber zu bewundern. Beim Eintreten in das Katholikon wird man von den lebendigen Wandmalereien noch mehr überwältigt als in der Metamorphosiskirche auf Meteoron: die Räume sind weniger weit, doch heller beleuchtet, und die wundervollen Fresken wirken dadurch zwar fast erdrückend nah, kommen aber in ihrer Farbenpracht stärker zur Geltung. Im Narthex dieser von Theophanes und Nektarios gegründeten Allerheiligenkirche sehen wir ringsum an den Wänden und an den vier Säulen lebensgroße Heiligenbilder. Beim Betrachten der Westwand wird man beeindruckt von einem phantastischen Gemälde über der Tür: der Selige Sisoës blickt voll Trauer auf das Skelett Alexanders des Großen in dessen Sarg. Dabei stehen die Worte: „Als der Große unter den Asketen den unbestatteten Körper des Königs Alexander sieht, der schon lange im Ruhm geglänzt hatte, schaudert er, und von der Unbeständigkeit der Zeit und des Ruhms der Vorfahren überzeugt, siehe, da weint er: ‚Weh, Tod, wer vermag, dir zu entrinnen?'". Der ganze mittlere Teil der Ostwand des Narthex ist mit dem Jüngsten Gericht ausgefüllt: ganz oben in der Mitte thront Jesus in der Mandorla, links davon steht Maria, rechts der Prodromos, dann schließen sich zu beiden Seiten sitzend je sechs Apostel an und hinter ihnen je sechs Engel. Unter dem Christos steht ein Altar mit den Passionssymbolen Dornenkrone, Lanze und Schwamm; unterhalb des Altars werden an einer großen Balkenwaage die Sünden und guten Werke eines hilflosen Menschen abgewogen; Teufel ziehen an einem Strick zwei andere nackte Menschlein in den roten Feuerschlund, und ein viertes Menschenkind findet bei Engeln Zuflucht. Der lodernde Feuerschlund erstreckt sich aus dem Rachen eines Ungeheuers rechts unten, dessen Zunge zwei kleinere Untiere birgt, hoch bis fast zu Christos, von wo einige Engel die entweichenden Seelen wieder hinunterstampfen. Rechts neben dem Untier findet man fünf Höllenstrafen in

quadratischen Feldern aufgezeigt: die Felder sind nur zweifarbig bemalt, schattengleich, und werden von links nach rechts immer dunkler, vom Bezirk, in dem die Philedones büßen, die den Vergnügen ergeben waren, bis zum dunkelsten, dem Tartaros. Über den Gefilden der Höllenqualen strömen Meeresfluten, in denen Menschen von Bestien verschlungen werden, und darüber springen Raubtiere auf einer Insel umher, die die Erdscheibe darstellen soll, mit menschlichen Körperteilen im Maul; auf der Erde steht der Engel des Jüngsten Gerichts, der in die Posaune stößt. Die Abbildungen dieser Narthexwand beschränken sich jedoch nicht auf die geschilderten trostlosen Gefilde; die linke Hälfte des Gemäldes verheißt den Lohn der gerechten Seelen im Paradies. Links unter der Waage und somit links von der Mitteltür in den Naos wandelt ein Strom von Heiligen und Propheten zur Paradiesestür, die der vorderste Heilige, Petros, mit seinem Schlüssel öffnet. Im Paradies sind bereits Abraham mit einer Schale voll Kinderseelen auf dem Schoß und der eine Sünder, der mit Jesus gekreuzigt wurde und am selben Tag mit ihm im Paradies sein sollte. Darüber schwebt Maria mit Engeln. Weiter oben bis hinauf zu Christos und den anderen Thronenden wallen Gruppen von Heiligen in kastenförmigen Wolken dem Himmel entgegen. In der hohen Kuppel des Narthex ist wie gewöhnlich der Pantokrator abgebildet, hier jedoch in seiner ganzen Gestalt, nicht nur sein Gesicht. – Der Bau des Naos entspricht dem des Narthex genau, nur liegt er 30 cm höher. Als Kennzeichen für einen Naos hat er zusätzlich auf jeder Seite und am Ostende eine Apsis, und an den östlichen Säulen ist die Ikonostase angebracht. An den zwei westlichen Säulen stehen einander gegenüber Nektarios (linke Säule) und Theophanes (rechts), von denen jeder ein Modell der Allerheiligenkirche trägt. Theophanes hält seine Kirche der Panagia (Maria) entgegen, die auf der linken Säule über Nektarios gemalt ist, und Nektarios bietet seine Jesus dar, der über Theophanes steht. Jesus hält seinerseits in den Händen ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen Seiten zu lesen ist: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben" (Matth. 11,28). Sonst sehen wir auf Gesichtshöhe an den Wänden und den vorderen Säulen lebensgroße Heilige; links von einem Fenster in der Südmauer, das einmal eine Tür nach außen gewesen sein mag, steht Symeon, und rechts davon Daniel Stylites, jeweils im verzierten Kapitell einer Säule. Im ganzen sind die Fresken im Naos viel prächtiger und farbenfroher als im Narthex; hier wurde nun leuchtendes Blau, Rot und

Gold verwendet. Viele Nimben treten plastisch hervor, weil sie aus Holz oder Stuck gearbeitet sind. Über der Tür an der Westwand ist, wie in der Regel überall über dem Ausgang aus dem Naos, die Koimesis (der Schlaf) der Maria abgebildet, bei welcher Christus anwesend ist. Darüber ein Kreuzigungsfresko, den Tod Jesu zeigend: mit dem Lanzenstich, der Rockverlosung (rechts vorn) und dem Hauptmann, der bereits als Heiliger gekennzeichnet ist (rechts hinten); ganz im Vordergrund erstehen Leiber aus den Gräbern. Links oben neben dem Kreuz blickt blutrot verfinstert die Sonne, rechts der Mond. – Es ist anzunehmen, daß die Ikonostase nicht von Anfang an den Raum unterteilte, sondern erst später hinzugefügt wurde, da die zwei Säulen im Osten des Naos an ihrer Vorderseite Ikonen tragen, die nicht auf Holz gemalt sind wie die übrigen Ikonen am Templon, sich aber jetzt auf selber Höhe an die Bilderwand anschließen. Im Hieron Bema ist die vollständige Bemalung aller Flächen fortgesetzt.

Das älteste Gotteshaus des Barlaamklosters hatte schon der erste Klostergründer Barlaam im 14. Jahrhundert erbaut und den drei Hierarchen Basileios dem Großen, Gregorios von Nazianz und Johannes Chrysostomos geweiht, bevor 1518 die zweiten Gründer kamen und damit begannen, die Kapelle wieder instand zu setzen, die in der Zwischenzeit bis auf einen Teil des Bema verfallen war. Der Zustand, in dem sich die Kirche der Drei Hierarchen heute befindet, ist jedoch der von 1627 und 1637, als sie nochmals renoviert und bemalt wurde. Obwohl es hier in dem flachen Holzdach keine Kuppel gibt, schaut von der Mitte der Decke das Antlitz eines auf zwei Bretter gemalten Pantokrator in den kleinen, freundlichen Raum, den eine goldverzierte Ikonostase in Naos und Hieron Bema unterteilt. Das interessanteste Fresko ist an der Westwand links in mittlerer Höhe: die Synaxis bzw. Koimesis Ephraims des Syrers. Um sein Totenlager scharen sich wie gewöhnlich bei jeder Koimesis viele Verehrer, doch wird hier zusätzlich gezeigt, wie die Heiligen und Eremiten der Umgebung herbeikommen: einige werden getragen, einer schleppt sich mit einer Last auf den Schultern herzu, ein anderer kriecht auf den Knien, in beiden Händen schwere Eisenstücke haltend, ein weiterer reitet auf einem Löwen; im Hintergrund blickt man unter anderem in Eremitenhöhlen, und in der Mitte oben läßt Symeon Stylites von seiner Säule ein Körbchen hinab, nebenbei bemerkt ein Anachronismus, da dieser erste Säulenheilige erst nach dem Tod des Heiligen Ephraim geboren wurde. Rechts, über dem Ausgang,

Der Heilige Barlaam, Gründer des nach ihm benannten Klosters

ist statt der Koimesis der Maria die des Hierarchen Johannes Chrysostomos abgebildet.

Während der letzten Jahrzehnte geriet das Barlaamkloster in einen immer verwahrlosteren Zustand. Nachdem es 1943 von Italienern besetzt worden war, erlosch das Mönchsleben auf Barlaam nahezu ganz. 1961 sorgte Bischof Dionysios von Trikala für eine Wiederbelebung: mehrere jüngere Mönche wurden auf das Kloster entsandt, die in mühevoller Arbeit Renovierungen an den Gebäuden durchführten. Der große Bau am Südwestende des Felsen wurde nach einem Brand wiederherge-

stellt und erweitert, so daß ihn jetzt eine größere Anzahl von Mönchen bewohnen kann; das alte Refektorium richtete man wie auf Meteoron als Museum für die Fremden ein, und im Katholikon mußten einzelne Fresken restauriert werden, weil sie Nässeschäden erlitten hatten. Jetzt ist Barlaam das meistbesuchte Meteorakloster. Ungefähr zehn Mönche haben die Aufgabe, Fremde zu führen und die zahlreichen Pilger aus allen Teilen Griechenlands geistlich zu betreuen. Somit besteht meines Erachtens zur Zeit keine Gefahr eines zu starken Nachwuchsmangels gerade in den häufig besuchten Klöstern der Meteora. Immerhin sind die Barlaambrüder zum Teil noch sehr junge Mönche, die mit Begeisterung ihrem Mönchtum leben und ihren Glauben voll Enthusiasmus und nicht wenig intolerant verteidigen.

Das Stephanos-Kloster

Das dritte Kloster, auf dem ich noch reges Leben vorfand, ist das Nonnenkloster des Hagios Stephanos; es nimmt die gesamte Oberfläche des östlichsten Felsen der Meteoragruppe ein. Vom gegenüberliegenden Kukulas-Hügel führt ein Fußweg zu einem sechs Meter langen Steg, der die kleine Schlucht zum Klosterfels hin überbrückt. Der Steg wurde als Ersatz für eine Zugbrücke angebracht, die früher zum Schutz gegen Feinde diente. Jenseits der Schlucht betritt man unmittelbar das Eingangstor, das durch einen riesigen alten Bau mit einer festungsgleichen Außenfassade in den Innenhof führt, dessen Anblick den Besucher entzückt: wenn auch die Gebäude ringsum zum Teil verfallen sind, so sieht man doch die liebevolle Pflege von Nonnenhänden, denn überall stehen Kästen mit prächtig blühenden Blumen.

Als Gründer des ersten nachweislichen Stephanos-Klosters wird Antonios Kantakuzenos erwähnt, der zur Zeit des Joasaph von Meteoron eine Mönchsgemeinde auf dem Stephanosfelsen gründete. Antonios erbaute das erste Katholikon des Klosters, die noch erhaltene Stephanoskapelle. Im letzten Jahrhundert begann der Verfall – die Gebäude wurden nicht mehr instand gehalten, ein rechter Nachwuchs an Mönchen blieb aus, und nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem es 1943 unter deutschem Artilleriefeuer gelegen hatte und von den Truppen besetzt und später von Kommunisten während des Bürgerkriegs als Truppenlager benutzt worden war, war es so gut wie ausgestorben. Ein letzter Versuch des Bischofs von Trikala, 1959 das Kloster mit jungen Männern zu besiedeln, scheiterte. Da

ließ er ab 1961 Nonnen auf das Kloster ziehen, die nun ein Waisenhaus mit Volksschule für Mädchen einrichten und betreuen sollen. Zu meiner Besuchszeit wohnten zwanzig größtenteils junge Nonnen auf Hagios Stephanos, aber es ist wahrscheinlich, daß sich an diesem Zustand noch einiges ändern wird. Das Katholikon des Klosters, die Charalampeskirche, stammt aus dem 18. Jahrhundert und ist architektonisch wegen ihrer zwei schlanken Kuppeln interessant, die das Hieron Bema krönen. Die einzigen Fresken sind der Pantokrator und die Evangelisten in der großen Naoskuppel, die 1943 von deutschen Geschossen stark beschädigt wurde. Einige Ikonen wurden im Bürgerkrieg von Kommunisten übel zugerichtet.
Wenn man das Katholikon verläßt und vom Exonarthex nach rechts in die südlich gelegene, unbebaute Gartenfläche tritt, vielleicht etwas enttäuscht von der außenordentlich nüchternen Innengestaltung der Charalampeskirche, dann wird man dafür wieder entschädigt von dem überwältigenden Blick auf den Peneios und die weite thessalische Ebene, die sich an dieser Stelle nach Westen öffnet. Von jenem Garten aus steigt man durch eine kleine Tür in die Westmauer der alten, finsteren Stephanoskapelle. Sie war wohl schon im 14. Jahrhundert errichtet worden und wieder verfallen, als sie Antonios Kantakuzenos bei seiner Klostergründung als erstes Katholikon des Klosters neu aufbaute. Im späteren 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Kirche nochmals renoviert. Der kleine, etwas mehr als zehn Meter lange Kirchenraum besteht aus den drei Teilen Narthex, Naos und Bema. Die Trennung zwischen den beiden vorderen Teilen wird von zwei eng stehenden Säulen und drei plumpen, darüberhängenden Bogen gebildet. Schöne Holzkassetten dienen als Decke. Die teilweise noch recht gut erhaltenen Fresken entstammen vielleicht bereits dem 15. Jahrhundert.

Die Klöster Hagia Triada und Russanu

Am schönsten und imposantesten von allen Meteoraklöstern ist das Dreieinigkeitskloster H a g i a T r i a d a gelegen, einen halben Kilometer nordwestlich von Hagios Stephanos. Der Aufstieg ist ein kleines Erlebnis. Auf einer kurzen Treppe zu Füßen des Felsen gelangt man an eine fest verschlossene Eisentür. Durch Rufen oder durch Hämmern mit einem Eisenring gegen sie, worauf die Felswände mit einem donnernden Echo antworten, kann man sich bemerkbar machen und die oben hausenden Mönche dazu bewegen, mit einem langen Seil den

Schnappriegel zurück- und die schwere Tür aufzuziehen – wenn man Glück hat. Bei meinem ersten Besuch zeigte sich der Erfolg nach einstündigem Lärmen, Bitten und Warten, bis ich endlich eingelassen wurde. Zuerst geht es durch einen ziemlich langen Tunnelgang, dann auf steil sich windenden Pfaden, Hohlwegen und Treppen hinauf auf den meistenteils überhängenden Gipfel; immer wieder sieht man in die Felswand schmale Trittflächen gehauen, mit Hilfe derer man früher die Wand erklimmen konnte, bevor die etwas sicherere Aufstiegsmöglichkeit mit dem Netz am Seilaufzug geschaffen war. Erreicht man nun auf dem heute noch viel bequemeren Fußweg den Gipfel, so betritt man geradeaus die Arkaden des weißverputzten Wohnhauses. Hier trügt der Schein gewaltig: dieses Haus, von fern im besten Zustand aussehend, ist fast so verkommen und verfallen wie nur möglich. Die Empfangshalle hinter den Arkaden besteht nur aus knarrendem Holz und düsterem Gebälk. Hier saß auf einer weißgetünchten Steinstufe der alte Mann, der damals als einziger in dem Klostergemäuer hauste, im Jahr darauf sich aber immerhin in Gesellschaft eines weniger alten gebildeten Mönchs befand.

Die erste Gründung von Hagia Triada ist nicht belegt. Erwiesen ist lediglich eine Gründung oder Erneuerung des Klosters im 15. Jahrhundert, vielleicht von einem Abt Dometios, dessen Namen das kleine Katholikon trägt, das in jenem Jahrhundert erbaut wurde und mit seiner Kuppel die übrigen, noch niedrigeren Gebäude überragt, zusammen mit einer idyllischen Zypresse. 1692 wurde der Naos und 1741 der Narthex mit Fresken bemalt, die jetzt von Brandspuren leider sehr beschädigt sind, oft nahe bis zur Unkenntlichkeit.

Möglicherweise aus der Zeit des Athanasios Meteorites stammt der kleine Rundbau, der im 17. Jahrhundert zur jetzigen Prodromoskapelle umgebaut und mit besser bewahrten Fresken ausgeschmückt wurde. Man öffnete ihn mir erst nach langem Bitten zur Besichtigung.

Im kleinsten noch bewohnten Meteorakloster R u s s a n u lebt zur Zeit eine einsame Nonne. Das im 16. Jahrhundert gegründete Kloster besteht nur aus einem Gebäude, das in verschiedene Bezirke aufgeteilt ist. Die ganze Oberfläche des Felsens ist überbaut; so bleibt für einen Garten kein Fleck frei, außer dem Mauerstück im Süden, auf dem ein einziger Baum wächst. Nach Osten zu konnte man früher aus dem Fußboden das Aufzugseil fallen lassen. Der kleine hölzerne Vorbau an der West-

Im Vordergrund Kloster Russanu, dahinter Prodromos ▶

seite dient noch heute mit seinem Loch im Boden als Luftklosett. Die Metamorphosiskirche von Russanu ist von außen nur durch ihre Kuppel sichtbar in das Gebäude eingefügt: 1580 wurde sie vollständig mit kretischen Fresken bemalt, die heute noch ausgezeichnet erhalten sind. Da der Narthex relativ niedrig ist, kann man bis zur Decke mit ihrer kleinen Kuppel die Märtyrerdarstellungen und ihre erklärenden Texte ohne weiteres erkennen. So sieht man beispielsweise an der Westwand den Hg. Nikandros, dem man einen Nagel in den Kopf schlug, und den Hg. Mandarios, der umgekehrt am Galgen hängt und am Kopf durchbohrt wird; weiter oben wird Hg. Georgios aufs Rad geflochten, in einem Asbesthaufen gekohlt und dann enthauptet; ganz oben zersägt man das Haupt des Hg. Isaias, und zwei andere Märtyrer werden von Pferden geschleift. An der Südwand werden zwei Heilige in Pressen zerquetscht, und an der Nordwand kocht Hg. Antipas in einem Kessel und Probos, Tarachos und Anaronios werden in kleine Stücke zerhackt. Die Ostmauer zeigt eine ganz ähnliche Abbildung des Jüngsten Gerichts, wie ich sie schon beim Narthex der Allerheiligenkirche von Barlaam ausführlich beschrieben habe. Die recht hohe, achteckige Kuppel des Naos wird von vier Säulen getragen, deren zwei östliche bereits hinter dem Templon stehen. Die Wände und die beiden Seitenapsiden sind mit friedlichen Heiligenfresken bemalt.

Kleinere Klöster und Mönchssiedlungen

Von besonders großem Interesse sind die Fresken im kleinen, jetzt unbewohnten N i k o l a o s -Anapausas-Kloster, das von allen am nächsten bei Kastraki auf einem niederen Felsen zu kleben scheint. Man kann ziemlich rasch auf einem Geröllabhang hinaufgelangen. Sein jetziges Gebäude wurde um 1500 errichtet und die darin versteckte Nikolaoskirche 1527 vom Kreter Theophanes bemalt. Deren Narthex ist nach Norden hin breiter als der Naos und wird von Osten her betreten. Daneben an der Ostwand schließt sich der Naos an, nach oben sich in eine fensterlose, von außen unsichtbare Kuppel öffnend, die von Wandpfeilern gestützt wird, und hinter dem Naos liegt eng und niedrig, durch keine Ikonostase abgetrennt, das Hieron Bema mit seinem schlichten Altar. Auf der Westwand des etwa vier mal vier Meter großen Narthex ist in einer größeren Nische eine äußerst schöne und gut erhaltene Maria mit Jesusknaben abgebildet, die von den sechs alttestamentlichen Gestalten Ezechiel, Gideon, Jeremias, Jakob, Moses und Aaron

umgeben ist. Darüber die Koimesis des Hg. Nikolaos, und ganz oben nimmt die gesamte Breite der Mauer eine Reihe von Szenen am See Genezareth ein: am linken Ufer heilt Jesus einen Blinden und am rechten treibt er die Dämonen in die Schweineherde; auf dem Wasser treibt das Boot mit dem schlafenden Herrn und seinen Jüngern. An der Nordwand ist im oberen Teil die Koimesis des Hg. Ephraim wie in der Drei-Hierarchen-Kirche von Barlaam zu sehen und unten auf gesamter Breite eines der lebendigsten und anmutigsten Bilder unter allen Meteorafresken: Adam im Paradies, der die einzelnen Tiere benennt, mit dem Text: „Es nannte Adam Namen allem Vieh und allen Vögeln des Himmels und allen Tieren der Erde." Das Jüngste Gericht an der Ostwand gleicht wiederum den entsprechenden Fresken in den Katholika von Barlaam und Russanu. – Die Fresken im ungefähr drei mal drei Meter großen Naos, hauptsächlich lebensgroße Heilige, gehen in die des Bema über. Der Pantokrator in der Kuppel hat einen besonders lebendigen Gesichtsausdruck; ein innerer Ring um die Kuppel zeigt Engel, ein äußerer zehn Apostel. In den vier Dreiecken darunter sind wieder die vier Evangelisten. An der Nordseite des Hieron Bema findet man, wie in fast allen Altarräumen, den verdammten Arios. Auf dem dabeistehenden Text fragt Petros von Alexandria den nackt auf einem Altar stehenden Jesusknaben, wer ihm sein Kleid ausgezogen habe, und der Knabe antwortet, dies habe Arios getan. Die Kreuzabnahme in einer Nische der Ostwand des Bema mit den feinen, leidenden Gesichtszügen Jesu, der halb im Grab versunken ist, gehört zu dem Großartigsten und Demütigsten, was man in einer byzantinischen Kirche sehen kann.

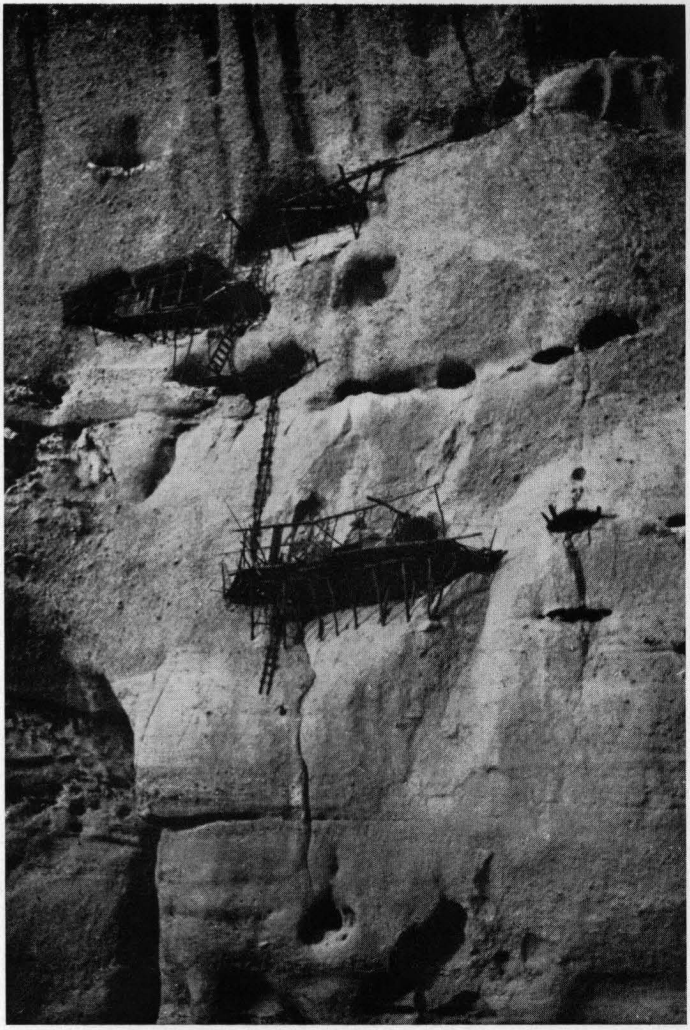
Im obersten Stockwerk des halbverfallenen Klostergebäudes, das zur Zeit renoviert wird, ist die Raumeinteilung einer alten Kapelle zu erkennen, an deren Südwand noch einzelne Fresken erhalten blieben, unter anderem ein Fresko des Gleichnisses vom armen Lazaros.

Vom Kloster Meteoron zieht genau nach Norden eine gerade Linie kleiner Felsen. In der Nordseite des nördlichsten von ihnen liegt die Ruine des Hypapante-Klosters mit der Himmelfahrtskirche von 1366/67, dem ältesten Katholikon der Meteora. Die Freskenbemalung ist zum Teil noch erhalten. Zusammen mit dem ehemaligen Demetrioskloster, dessen Ruinen oben auf dem Felsen liegen, wurde Hypapante 1809 von Ali Pascha aus Joannina bestürmt und blieb seitdem unbewohnt.

Von den kleineren Mönchsniederlassungen im Gebiet der Me-

teora sind nur noch vereinzelt Spuren geblieben. So hat oben auf dem gewaltigen Felsmassiv unmittelbar nördlich von Kastraki in etwa zwei drittel Höhe eine kleine Höhlenkapelle, die dem Heiligen Geist (Hagion Pneuma) geweiht ist und einst zu einem Kellion des Hagion Pneuma gehörte, die Stürme der Zeit überdauert. In der großen Höhle unten an der Nordseite desselben Steinmassivs, gegenüber vom Barlaamkloster, befand sich früher das Mönchsgefängnis der Meteora; noch einige Balken im Inneren der Höhle zeugen von dieser ehemaligen Phylake. Auch in der Westwand dieses Felsen ist eine Höhle versteckt mit der kleinen Kapelle des Hagios Georgios, der Jesu Grablinnen gefunden haben soll. Zu seinem Gedächtnis hängen vor der Höhle bunte Tücher, von der Straße aus sichtbar. Ein kleines Kloster des Johannes Prodromos bestand einst auf dem gespaltenen Prodromosfelsen links unterhalb vom Nikolaoskloster, und weiter rechts oben liegen auf einer schmalen Felssäule die Trümmer des verfallenen Klosters Hagia Mone oder Nea Mone.

Im Süden von Kastraki dehnt sich nach Südosten in die Felsenwelt hinein eine etwa 300 Meter weite Bucht, ganz abgelegen und still, nur vom Kreischen der Geier gestört. Sie wird Badovas genannt. In ihrer Mitte liegt verträumt eine kleine, weißverputzte Kapelle. Zur Linken und Rechten ragen starr die gewaltigen Felswände empor; nach vorn steigt das Tälchen sanft an und verliert sich auf einem schmalen Joch, hinter dem man Kalambaka liegen sieht. Die Wand links hinauf gehört zum Pexari-Fels und birgt mehrere Höhlen mit Holzbalkonen und Hängeleitern. Eine dieser Höhlen ist vermutlich das Kellion des Antonios, eine andere des Gregorios. Von einer der Höhlenwohnungen hängt eine Leiter mit 30 Sprossen bis zum Erdboden herab. Hier kann man eine typische Meteoraleiter sehen, wie sie früher an fast allen bewohnten Felsen angebracht waren: aus Gliedern von drei Sprossen zusammengesetzt, die jeweils durch eine gemeinsame Sprosse ineinanderstecken. Somit besteht diese Leiter aus 15 beweglichen Teilstücken. Wenn früher ein Einsiedler sein Kellion bestiegen hatte, zog er die gelenkige Leiter hinter sich hoch, damit er vor Räubern sicher war. Genauso schützten sich die größeren Klöster, die oft ein System von mehreren derartigen Leitern besaßen. In einer der rechten Felswände liegt das Kellion des Nikolaos Kophinas, das wohl im 14. Jahrhundert entstand und neuerdings von Privatleuten wiederhergestellt wurde. Treppen durchziehen das Innere des Felsens und führen in die mehrstöckige Höhlenwohnung hinauf.



Höhlenwohnungen von Einsiedlern am Pexari-Felsen mit den typischen, vielgliedrigen und deshalb hochziehbaren Hängeleitern

Im mittleren Geschoß sammelt sich das Regenwasser in einer Zisterne; oben liegen gemütlich eingerichtete Wohnräume und dahinter, ganz im Fels versteckt, eine kleine Kapelle, in der ich noch an drei Stellen alte Fresken finden konnte.

Als ich zwischen den Höhlenwohnungen auf der Talsohle von Badovas die kleine Kapelle betreten wollte, fand ich ihre Tür versperrt, ohne daß ein Schlüsselloch zu sehen war. Nach längerem Abtasten der Türritzen erreichte ich innen einen Holzriegel, der durch sein Gewicht die Tür verschloß, mit den Fingern angehoben aber den Eingang freigab. Drinnen auf der Ikonostase glänzte ein auffallend rotes Licht, welches ich im ersten Eindruck für das hielt, was wir in unserer Vermessenheit „ewiges Licht" nennen, das aber hier bestimmt schon seit langem erloschen war. Nein, was ich hier sah, war der Widerschein des wirklich ewigen Lichts, das jeden Abend von Westen her durch eine Mauerluke, ewig periodisch, im Winter mehr links, im Sommer mehr rechts, die heilige Wand dieser Kapelle erleuchtet, schon seit Jahrhunderten ungeachtet des Geschehens, das sich im Gebiet der Meteora zutrug.

Verzeichnis der verwendeten Literatur

Bees, Nikos A.: „Geschichtliche Forschungsresultate und Mönchs- und Volkssagen über die Gründer der Meteoraklöster", Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher III, Berlin-Wilmersdorf 1922, S. 364–403.

Curzon, Robert jun.: „Besuche in den Klöstern der Levante", Leipzig 1851.

Décarreaux, Jean: „In den Bergklöstern Thessaliens", Stimmen der Zeit, Jan. 1960.

Delhaye, H.: Revue des questions historiques 57, 1895.

Didron, M.: „Voyage Archéologique dans la Grèce Chrétienne: Les Météores", Annales Archéologiques, T. I., N° 6, Octobre 1844.

Dionysios, Metropolites Trikkes kai Stagon: 1) „To Meteoro", Athen 1963; 2) „Proskynetario Monasteriu Barlaam Meteoron", Athen 1961; 3) „Hagios Stephanos', Meteora, Ergasterio Hagiotetos kai Eupoiias", Athen 1962.

Dräseke, Johannes: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte usw., 15. Jhrg., 1912, XXIX. und XXX. Bandes erstes Heft, S. 542–553.

Heuzey, Léon et Daumet, Honore: Mission Archéologique de Macédoine, Paris 1876.

Hommel, Fritz: „Die älteste arabische Barlaamversion", Wien 1887.

Lamprakes, G.: „Christliche archäologische Erinnerungen", 1902.

Lietzmann, Hans und Hilgenfeld, Heinrich: Das Leben des Hl. Symeon Stylites.

Monceaux, Paul: „Voyage en Thessalie", Le Tour du Monde, 2. Semestre, Paris 1887.

Nicol, Donald M.: „Meteora, the Rock Monasteries of Thessaly", London 1963.

Peri (Pflaum), Hiram: „Der Religionsdisput der Barlaam-Legende, ein Motiv abendländischer Dichtung", Acta Salmanticensia Filosofia y Lettras 14, 1958/59.

Philippson, Alfred: 1) „Die griechischen Landschaften", Bd. I, Teil I, 1950; 2) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 25, 1890, S. 331–406.

Pouqueville: „Voyage dans la Grèce", Paris 1820.

Richter, Edwart: „Ein Besuch der Meteoraklöster in Thessalien", Mitteilungen der geographischen Gesellschaft für Thüringen, Bd. 28, Jena 1910.

Stadler, Joh. Evang. und Heim, Fr. Jos.: „Vollständiges Heiligenlexikon", Augsburg 1858.

Ussing, Johann Ludov: „Griechische Reisen und Studien", Kopenhagen 1857.

Vasmer, M.: „Die Slaven in Griechenland", Berlin 1941.

H. E. AURNHAMMER

MEGASPILÄON - „DIE GROSSE HÖHLE"

Entdeckung auf einer kleinen Kreuzfahrt

Wo kann man im Zentralen Griechenland den Damen unserer Karawane-Reisen ein Kloster zeigen, das abseits den Trampelpfaden des Massentourismus wegen seiner Abgeschiedenheit etwas von dem Mönchsleben und der „Philoxenia" spüren läßt, die wir Männer auf dem Athos erleben können? Dort wurde bekanntlich durch die Bulle des Kaisers Konstantin Monomachos im Jahre 1064 ein für alle Zeit gültiges Verbot verhängt. Der Zutritt zum heiligen Berg mit seinen Klöstern ward untersagt: „Jeglicher Frau, jeglichem weiblichen Tier, jedem Kind, jedem Eunuchen, jedem glatten Gesicht". So will ich hier von einer „Entdeckung" berichten, die auf der Kreuzfahrt mit der *Blue Horizon:* „Rund um den Peloponnes zu den jonischen Inseln" für alle Teilnehmer ein echtes Klostererlebnis griechischer Art brachte.

Ausgangspunkt zum Kloster Megaspiläon ist Diakofto am Südufer das Golfes von Korinth, von dort 78 km, von Patras 53 km entfernt. Hier beginnt der Ausflug mit einer uralten, eingleisigen Zahnradbahn. Reisen jeglicher Art bedeuten für den Griechen stets ein Erlebnis. Die meisten Mitfahrenden sind Bauern, die in ihre Gebirgsdörfer zurückkehren. Kurz zuvor hat sie der Frühzug aus Aigion oder Patras gebracht. Beladen mit großen Ballen und Paketen, darauf gebundenen Plastikwaren und Kleinvieh drängt alles in die kleinen Waggons der Schmalspurbahn. Das enge Zusammenrücken wie auf einer Fahrt durch ein Ausstellungsgelände schafft vom ersten Anfang an einen fröhlichen Kontakt: Man radebrecht und redet in Zeichen, reicht griechischen Kindern Bonbons und wird von griechischen Frauen mit Blumen beschenkt. Die Fahrt geht zuerst durch Schlemmland. Aus den Gebirgen des Nordpeloponnes haben sich ungeheure Geröllmassen und Schlamm durch die Schlucht des Wuraikos-Flusses in den Golf ergossen. Da hier Wasser vorhanden ist, gedeihen in der schmalen Küstenebene Zitronen und Feigen. Schnell verwandelt sich dieser fruchtbare Streifen zu einer Steinwüste mit bizarren Felsbrocken. Der Fluß wird zu einem Wasserrinnsal, das mit prallrotem Oleander eingefaßt ist. Durch die enge und malerische Schlucht zwängt sich die Zahnradbahn von Tunnel zu Tunnel; kühne Brückenkonstruktionen drücken sich an die Felswände über dem schäumenden Lauf des Sturz-

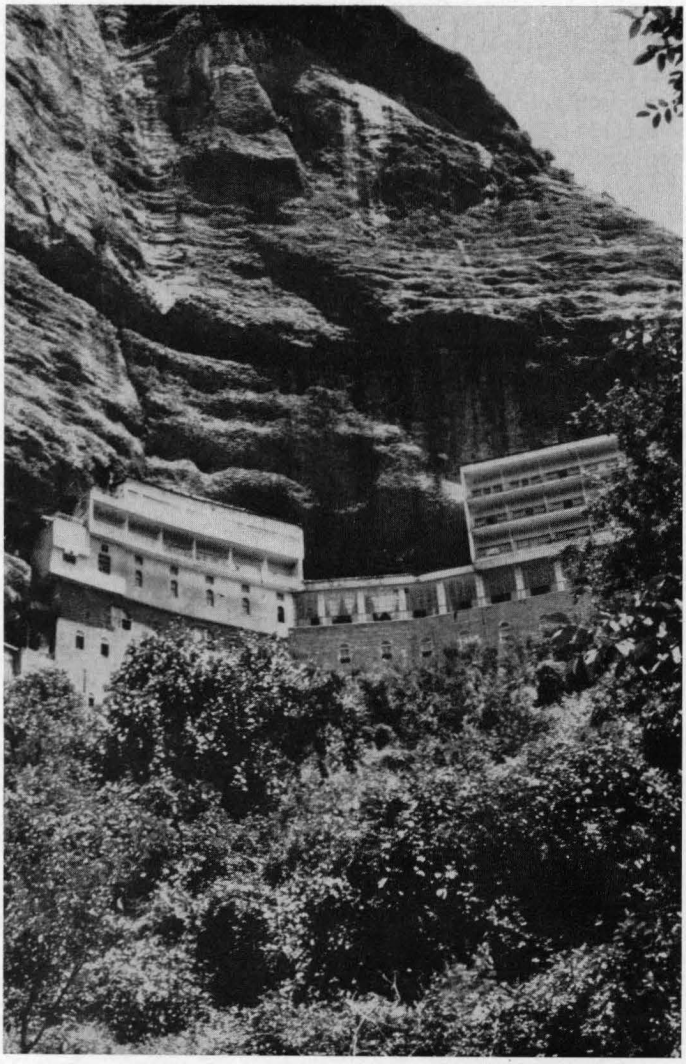
baches. 55 Minuten benötigt das fauchende Dampfroß, um uns über 13 km auf 600 m Höhe zu bringen. Manchmal weitet sich der Blick – vereinzelte Weiler schmiegen sich an fruchtbare Hänge, zum Teil mit Obstbäumen bepflanzt. Auf einer Zwischenstation begegnet uns der Gegenzug mit Dieselantrieb. Bauern verladen ihre Kirschenernte. Ein schneller Handel verschafft uns köstliche, baumfrische Früchte. Im Süden lugt anfangs Juni ein noch schneebedeckter Gipfel hervor. Wer sich noch Sinn für Romantik bewahrt hat, kommt bei dieser Fahrt voll auf seine Rechnung.

Bei der Station Zachlora, einem winzigen „Bahnhöfle", verlassen wir den Zug, der sich noch weitere 10 km durch ein sich weitendes Hochgebirgstal bis nach Kalavyrta (701 m hoch) weiterschlängelt. Von dort ist seit 1966 eine neue Straße zum Kloster Megaspiläon gebaut, so daß Reisende, denen ein Eselsritt nicht bekommt, sich von dort mit einer Taxe zum Kloster fahren lassen können. Wir jedoch reiten und mit Bedacht werden für unsere Gruppe die besten Esel zum Klosterritt ausgesucht. Dann geht es in 45 Minuten über einen serpentinenreichen Gebirgspfad steil aufwärts. Immer mehr weitet sich der Blick.

Diese grüne, an unsere Almen erinnernde Landschaft, die so friedvoll und idyllisch unter uns liegt, sah dreimal grausige Kriegszeiten: im Jahre 1400 verwüstete Sultan Mohammed II. das Land. Doxas, dem Kommandanten der Burg von Kalavyrta, ließ er bei lebendigem Leibe die Haut abziehen und alle übrigen griechischen Gefangenen enthaupten.

1770 lehnten sich im peloponnesischen Aufstand die freiheitsliebenden Griechen gegen die türkische Herrschaft auf, nachdem die Zarin Katharina die Große zur Schwächung ihres mächtigen Nachbarn am Bosporus eine massive Unterstützung durch Entsendung von Artillerie und einer Flottenabteilung unter dem Kommando des Admirals Theodor Orlow zugesagt hatte. Die Erhebung hatte am Anfang vollen Erfolg. Als aber die Russen aus diplomatischen Gründen ihre Hilfstruppen zurückzogen, gingen die Türken mit ihren albanischen Söldnern zum grausam geführten Gegenangriff über, wobei auch das Kloster Megaspiläon nicht geschont wurde. Trotz heroischem Widerstand brach der Aufstand 1772 zusammen.

Wenn man höher kommt, zeigt sich über einem wallartig geformten Unterbau in einer etwa dreißig Meter tiefen und sechzig Meter langen Höhle (deshalb Megaspiläon = Große Höhle) der neue siebenstöckige Klosterbau mit Loggien, Dacherkern,



Kloster Megaspiläon, Neubau von 1934

Galerien und ausspringenden Glasfenstern. Er ist wie ein Adlerhorst an die schroffe Felswand geklebt – ein imposanter Anblick, gleichwertig dem der Meteoraklöster oder von Dionysiou auf dem Athos. Es ist ja auch eines der bedeutendsten Klöster des Landes. Zur Mittagszeit ist die Klosterpforte geschlossen. Auf der mit weitausladenden Platanen beschatteten Terrasse machen wir Rast an sprudelnder Quelle. Ein Mönch tritt auf uns zu und fragt, von welchem Land wir kommen und wieviel Personen wir seien. Dann verschwindet er. Nach 10 Minuten kommt er zurück und meldet, daß der Abt uns um 1/2 3 Uhr zu einem Empfang zu sich bittet. Wir haben bis dahin Zeit etwas über die Geschichte des Klosters und über die Legende der wundertätigen Marien-Ikone zu berichten:

Seine Berühmtheit verdankt das Kloster einer wundertätigen Ikone, die die Gottesmutter mit dem Christuskind in Halbreliefdarstellung zeigt. Der Legende nach soll der Evangelist Lukas das Heiligenbild noch zu Lebzeiten der Maria aus Wachs und Mastix geformt haben. Als er etwa im Jahre 70 nach Achaia kam, versteckte er die Ikone vor den Heiden. Lange war sie verschollen. Im Jahre 362 aber soll in einer Felskrümmung unterhalb des heutigen Klosters die Hirtin Euphorsyne, die aus einer Kaiserfamilie stammte, die Ikone wieder entdeckt haben, als ein Ziegenbock ihr davonlief und sich in einem Gebüsch versteckte, bei dem eine Quelle aus einer verborgenen Höhle sprudelte. Dabei hörte das Mädchen eine Stimme: „Euphrosyne, habe keine Furcht! Kehre sogleich in dein Dorf zurück. Dort wirst du zwei Brüder, Symeon und Theodorus, aus Saloniki treffen. Erzähle ihnen, was du gesehen hast. Nimm einen Stab und ritze ein Kreuz in die Erde und es wird Wasser fließen. Wenn die Brüder dieses Wunder sehen, werden sie dir glauben."

Das Mädchen traf im Dorf die beiden Männer. Sie lebten vorher im Heiligen Land und hatten im Traum von Maria den Auftrag empfangen, ihre Ikone zu suchen. So folgten sie dem Mädchen und alles traf so ein, wie dieses berichtet hatte. Nach diesem Wunder begannen die Brüder zusammen mit den Dorfbewohnern der Umgebung im Herbst des gleichen Jahres das Kloster bei der Höhle zu erbauen. Als sie den Eingang freilegten, indem sie das Gebüsch anzündeten, stürzte sich ein Drache auf sie, der sie vernichten wollte. Da fuhr ein Blitz vom Himmel und tötete den Drachen. Bis zum Jahre 1934, als das alte Kloster ausbrannte, konnte man die Knochen des Drachen sehen. Soweit die Legende. Das Kloster war im frühen Mittel-

Tür der Klosterkirche, Kupfer versilbert, 12. Jahrhundert

alter sehr reich. Seinen Höhepunkt erreichte es z. Z. der Paläologen: Es besaß gewaltige Ländereien auf dem Peloponnes, außerdem Grundstücke in Konstantinopel, Smyrna und Saloniki. Die Bibliothek mit ihren reichen Beständen war berühmt. Ein kleiner Spaziergang zum idyllisch gelegenen Klosterfriedhof und ein Rundgang in der Umgebung läßt die Zeit schnell verstreichen. Was kann man da noch alles entdecken? Riesige Holunderbüsche bis 6 m Höhe stehen in voller Blüte und strahlen ihren Duft aus. Maurer für die Instandsetzung des Klosters haben nach griechischer Art ihre Schlafstätte in den Ästen eines Baumes in Form eines Podiums gezimmert. Das ist möglich, denn im nun beginnenden Sommer wird es wohl kaum regnen. Auf dem Podium liegt ihr Eigentum und unter den Bettschragen sind die Koffer geschoben, die wahrscheinlich den Sonntagsanzug enthalten. Das kann alles wochenlang so bleiben, denn ein Grieche wird einem Fremden nie etwas stehlen; das verstößt gegen die „Philoxenia".

Zur angesetzten Stunde läßt uns der Abt in seinen Empfangsraum führen. Er ist ein Mann im Alter von etwa 55 Jahren; kluge freundliche Augen blicken uns an. Hier erlebt unsere Gruppe wiederum eine eindrucksvolle Erscheinung der Philoxenia, die im sonstigen Europa in dieser Weise kaum zu finden ist. Es ist doch bezeichnend, daß es seit 3000 Jahren in der griechischen Sprache nur das eine Wort: Xenos gibt, für Fremdling und Gastfreund, unangefochten seiner Person, seiner Her-

kunft und der Absicht seines Kommens. Die Begrüßungsbewirtung in griechischen Klöstern (wie auch in griechischen Häusern), nämlich eine Süßigkeit mit einem Glas Wasser und dazu einen Ouso (oder anderorts ein Täßchen Kaffee) wird zelebriert. Hier wurde uns glykó tou koutalióu (heißt: „Süßigkeit des Löffels") gereicht. Es sind in dickem Zuckersaft konservierte Früchte, hier aus den einheimischen Sauerkirschen, sonst aus Quitten, Weintrauben oder selbst aus grünen Walnüssen. Reines Wasser ist für den Griechen kostbarer als Wein und so schenkt er ein Glas Wasser dem Fremden – eine immer wieder beeindruckende Geste, wenn man die Bedeutung weiß.

Der Abt läßt sich die Teilnehmer unserer Gruppe vorstellen, fragt nach Beruf und Heimatstadt und erkundigt sich über das Ziel unserer Reise. Besonders ist er am Thema unserer Kreuzfahrt interessiert, die dem unbekannten Griechenland gilt, seinen unberührten Landschaften und dem einfachen Volk der Bauern und Fischer. Der Abt stellt aber auch Fragen über das Verhältnis der griechischen Gastarbeiter zur deutschen Bevölkerung; er ist erfreut, daß wir über das Wirken der Deutsch-Griechischen Gesellschaften in der Bundesrepublik berichten. Er kennt auch die Bemühungen dieser Gesellschaften um die Rekultivierung der Insel Amorgos. Als er merkt, daß wir auch etwas über die Bedeutung seines Klosters zur Zeit der Paläologen wissen und ihn fragen, ob aus dieser Zeit auch noch Zeugen im Kloster zu finden seien, da läßt er es sich nicht nehmen, uns persönlich durch die Wallfahrtskirche zu führen und uns die Bibliothek mit ihren Handschriften und ihrer Ikonensammlung zu zeigen.

Natürlich schenkt der Neubau des Klosters nicht mehr den malerischen Gesamteindruck wie vor dem Jahre 1934, bevor der letzte Brand wütete. Die Kirche Panaghia Chrysospiliotissa (die „Goldene Jungfrau von der Grotte") aber ist unzerstört. Wir betreten sie durch ein Tor aus versilbertem Kupfer mit Reliefdarstellungen aus dem 12. Jahrhundert. Die wundertätige Ikone hat alle Brände überstanden. Experten halten sie für ein Werk aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. In der Halbreliefform stellt sie das Unikum einer Ikone dar. Anschließend besichtigen wir die Zellengänge an der Fassadengalerie mit dem herrlichen Ausblick in die Gebirgslandschaft. Von der einst berühmten Sammlung des Klosters sind nur wenige Stücke erhalten geblieben, die in der Bibliothek gezeigt werden, es sind ausgesucht schöne Ikonen und mittelalterliche Gebetsbücher.

Dankbar verlassen wir das gastfreundliche Kloster. Gut bringen uns die Transportmittel zu Tal, erst die treuen Esel und dann der „feurige Elias", wie wir unser Dampfroß tauften.

HINWEISE

Frühere Hefte der Karawane zum Thema der vorliegenden Nummer (alle diese Hefte sind noch lieferbar): Heft 3/4, 4. Jahrgang, Beiträge zum Bild der Ostkirchen DM 3,80; Heft 1, 6. Jahrgang, Dem Christentum verloren DM 3,50; Heft 1, 7. Jahrgang, Im Bannkreis von Byzanz DM 3,20.

*

Dazu das Karawane-Taschenbuch (Doppelband) Istanbul DM 19,80 (für Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde ermäßigte Preise).

Die durchschnittliche, kalkulierte Seitenzahl der KARAWANE-HEFTE ist 56; das macht für 4 Hefte im Jahr 224 Seiten. Da wir mit dem vorliegenden Heft aber bereits 256 Seiten erreicht haben, erscheint diese Nummer als Doppelnummer.

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Doppelnummer 3/4, 1967, kostet für Einzelbezieher DM 4,20, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 8,–, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis:

Dr. Kurt Albrecht, Seite 17, 47, 51, 53, 55, 61, 63, 77; Peter Albrecht, Seite 33, 57; Dr. Ing. H. E. Aurnhammer, Seite 85, 87; Archiv-Karawane, Seite 3, 9, 37, 39, 41; Frau Dr. Vera Heli, Seite 29, 45; Aufnahmen oder Archiv H. Kratzert, Seite 59, 69, 73, 81; Raphaelidis – Athen (über Tourist Organisation of Greece), Seite 43.

Vorankündigung:

Die nächsten Hefte werden Armenien, Spanien, Irland und den Küsten der nordischen Meere gewidmet sein.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.

FRÜHJAHRS- UND SOMMER-KARAWANE-REISEN 1968

Zu den in diesem Heft beschriebenen Reisezielen:

Apollon und Athena

eine Kreuzfahrt mit MTS „Adrias" 7. 4. – 21. 4. 1968
in die Inselwelt des Klassischen Griechenland
Wissenschaftliche Reiseleitung: O.-Stud.-Dir. Dr. H. Zeise u. a.
München – Ancona – Ithaka – Patras – Itea/Delphi – Athen – Delos – Naxos – Ios – Santorin – Kreta/Knossos/ (fakultativ Mallia-Aghios Nicolaos – Lato (fak. Hierapetra) – Kos (fak. Asklepieion) – Kalymnos – Samos/Tigani (fakultativ Heraion) – **Patmos** – Aegina – Hydra – Piräus – Itea – Patras – Ancona – München.

Alles, auch Landausflüge, volle Verpflegung an Bord und Logbuch eingeschlossen, fast nur Ein- und Zweibett-Kabinen, ab und bis München ab **DM 1180.–**

Griechenland – Byzanz

eine Kreuzfahrt mit TSS „Pegasus"
zu Stätten frühen Christentums rund um die Ägäis
21. 4. – 5. 5. 1968
Wissenschaftliche Reiseleitung: Prof. a. D. M. Edelmann u. a.
München – Venedig – Athen – Volos/**Meteoraklöster** – Saloniki/Pella (die makedonische Hauptstadt Alexanders) – **Athos** – Kavalla/Philippi – Thasos – Istanbul (2 Tage mit Stadtrundfahrten) – fakultativ Nicäa – Chios/**Nea Moni** – Isthmia – Korinth – Venedig – München.
Alles, auch Landausflüge, volle Verpflegung an Bord und Logbuch eingeschlossen, ab und bis München ab **DM 840.–**

Unbekanntes Griechenland – Athen

Reiseleitung: Stud.-Ass. A. Beck
Bus: Patras – Rhion – Antirhion – Mesolonghion – Agrinion – Amphilochia – Arta – Nikopolis – **Joannina** – Dodona – Kalambaka – **Meteoraklöster** – Larissa – Volos – Halbinsel Pelion – Nea Anchialos – Lamia – Levadia – Theben – Athen (2 Übernachtungen) – Loutraki – Perachora – Isthmia – Akrokorinth – Sikyon – Nemea – Argos – Tripolis – Megalopolis – Messene – Kalamata – Pylos – Pyrgos – Patras. (Wiedereinschiffung). – Halbpension (an Bord Vollpension) **DM 795.–**

Euböa – nördliche Sporaden und Athos-Klöster

25. 5. – 8. 6. 1968 Reiseleitung: Dr. A. E. Aurnhammer
Flug: München – Athen (2 Tage). Yacht: Euböa – Volos – Pelion – Skyathos – Skopelos – Lemnos – Samothrake – Thasos – Kavalla/Philippi – **Athos** – Skyros Andros – Syros – Seriphos – Kea – Piräus. Flug: München.
Vollpension **DM 1720.–**

Südägäis

8. 6. – 22. 6. 1968 Reiseleitung: Rodula Stathaki
Flug: München – Athen. Inselkreuzfahrt mit Motoryacht „Blue Horizon" – Kap Sunion – **Chios** – Samos – **Patmos** – Kalymnos – Kos – Astipalea – Santorin – Ios – Naxos – Paros – Delos – Mykonos – **Tinos** – Hydra – Ägina. Flug: Athen – München.
Vollpension **DM 1720.–**

Armenien

16. 7. – 1. 8. 1968 Reiseleitung: Peter Albrecht
Flug-/Busreise (3. Wiederholung)
Flug: München Istanbul – Trapezunt. Bus: Trapezunt – **Sumelas** – Erzurum – Horasan – Kars – Ani – Bagaran – Dogubayazit – Bagavan – Agri – Van See – Toprakkale – Ahtamar – Varag – Hosap – Ahlat – Tatvan. Flug: Van – Istanbul – München. (Höchstteilnehmerzahl 20)
Vollpension **DM 1975.–**

BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE
KARAWANE-STUDIENREISEN
7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 07141/23087